

# Was kann die Soziologie methodisch von der Geschichtswissenschaft lernen?

(What can Sociology Learn from History about Methodology?)

*Nina Baur*

**Zusammenfassung:** *Mit Hilfe einer Metaanalyse historischer Texte wurden Eigenheiten historischer Methodologie herausgearbeitet und mit denen typischer sozialwissenschaftlicher Forschung verglichen. Ausgehend von diesem Vergleich, kommt die Autorin zu dem Ergebnis, dass die Soziologie u. a. von der Geschichtswissenschaft Erkenntnisse über das Verhältnis von qualitativer und quantitativer Forschung, über die praktische Durchführung komplexer, epochenübergreifender empirischer Projekte auf hohem theoretischen Niveau, über die Abschätzung systematischer Fehler bei der Datenauswahl, über den Umgang mit prozessproduzierten Daten sowie über die Datenaufbereitung gewinnen kann.*

**Abstract:** *Based on a meta-analysis of historical texts, typical aspects of historical methodology have been identified and are compared with typical sociological methodology. Drawing on this comparison, the author concludes that sociology can e.g. draw new insights from historical sciences about the relationship of qualitative and quantitative research, how to conduct complex research projects covering long time-frames on a high theoretical level, about assessing bias in samples, how to handle process-generated data and about data preparation.*

**Keywords:** Soziologie – Geschichtswissenschaft – Mixed Methods – Prozessproduzierte Daten – Datenproduktion – Datenselektion – Datenauswahl – Datenaufbereitung – Daten und Theorie – Perspektivität

## 1. Einleitung

Die historische Soziologie hat eine lange Tradition: Fast alle soziologischen Klassiker wandten historische Methoden an. Im Nachkriegsdeutschland wurde diese Tradition u.a. vom Zentrum für historische Sozialforschung fortgesetzt. So weist HSF mittlerweile eine über dreißigjährige Geschichte der interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft auf. Bereits in den ersten Ausgaben widmete sich HSF dezidiert methodologischen Fragestellungen (Müller (Hg.) 1977; Best/Mann (Hg.) 1977).

Bis heute ist die historische Sozialforschung allerdings ein Randbereich der soziologischen Forschung geblieben. Vom Mainstream der Soziologie wird sie meist als spezielle Soziologie behandelt. So wundert es denn nicht, dass dieser Mainstream der Soziologie nach wie vor streng zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft zieht. Wenn ich im Folgenden von „Soziologie“ oder „Sozialwissenschaft“ spreche, meine ich entsprechend auch diesen Mainstream, für den u.a. typisch ist, dass er eben gerade *nicht* mit historischen Methoden arbeitet.

Wenn Forscher versuchen, eine Grenzlinie zwischen Soziologie und Geschichte zu ziehen, führen sie meist eines oder mehrere der folgenden Argumente an: Soziologie und Geschichtswissenschaft hätten unterschiedliche Erkenntnisinteressen. Soziologie widme sich dem Allgemeinen, Geschichtswissenschaft dem Besonderen. Soziologie wolle erklären, Geschichtswissenschaft verstehen. Die Soziologie untersuche die Gegenwart, die Geschichtswissenschaft die Vergangenheit (Best 1988; Tuchman 1994, S. 322). Keines dieser Gegensatzpaare lässt sich bei näherer Betrachtung aufrechterhalten (Best 1988; Baur 2005, S. 21-56; 80-108). Ein weiteres, häufig verwendetes Argument ist, dass Soziologie und Geschichtswissenschaft sich in ihren Forschungsmethoden unterscheiden (Best 1988; Tuchman 1994, S. 322).

Betrachtet man Einführungswerke in die Geschichtswissenschaft oder die praktische Forschungsarbeit von Historikern, zeigen sich allerdings durchaus einige theoretische und methodische Differenzen zur Soziologie. Im Extremfall steht nämlich eine am fern in der Vergangenheit liegenden Einzelfall interessierte Wissenschaft, der keinen Gegenwartsbezug hat und über den akribisch Daten gesammelt werden, unversöhnlich einer Disziplin gegenüber, die überzeitliche, abstrakte Modelle entwirft oder sich – ebenfalls auf einem sehr allgemeinen Niveau – ausschließlich für die Gegenwart interessiert.

Die meisten soziologischen und historischen Forschungsvorhaben lassen sich jedoch zwischen diesen beiden Extremen verorten, so etwa Analysen des Mauerfalls, sozialstaatlicher Entwicklungen in verschiedenen Wohlfahrtsregimen, der sozialen Konstruktion von Geschlecht in verschiedenen Gender Regimen, des Wandels typischer Lebensläufe oder der Veränderungen typischer Produktionsweisen vom Fordismus zum Postfordismus.

Akzeptiert man, dass der Übergang von Geschichtswissenschaft zur Soziologie fließend ist und löst man den Blick von unterschiedlichen Fachterminologien, wird sofort erkennbar, dass Historiker und Soziologen methodologisch mehr verbindet als trennt (Best 1988). Diese Gemeinsamkeit im Forschungsprozess ist nicht nur oberflächlich. Forschung zielt auch auf denselben Gegenstandsbereich ab: das Handeln und Denken von Menschen (Wehler 1972, S. 44f.).

Entsprechend haben Soziologen und Historiker auch mit denselben oder zumindest analogen Problemen während des Forschungsprozesses zu kämpfen. Oft fanden Wissenschaftler der beiden Disziplinen unabhängig voneinander Lösungen für diese Probleme. Die Lösungen sind aber meist dieselben. Bisweilen kommt es vor, dass die Methoden, die in einer Disziplin entwickelt wurden, ausgereifter sind, als die der anderen. Dies liegt hauptsächlich daran, dass in den vergangenen Jahrzehnten Soziologen und Historiker oft sehr unterschiedliche konkrete Forschungsfragen verfolgten und Datentypen verwendeten. In der praktischen Forschungsarbeit stellten sich entsprechend andere methodische Probleme.

Man könnte über diese unterschiedlichen Stärken die Unterschiede zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft festschreiben. Sinnvoller erscheint mir jedoch der Versuch, aus den Stärken der jeweils anderen Disziplin zu lernen. Aus diesem Grund untersucht der folgende Beitrag die methodologischen Gemeinsamkeiten zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft und geht der Frage nach, was Soziologen methodologisch von Historikern lernen können (was nicht bedeutet, dass nicht auch umgekehrte Lerneffekte möglich wären).<sup>1</sup>

Obleich es weder „die“ soziologische noch „die“ historische Methode gibt, können die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den beiden Disziplinen nur herausgearbeitet werden, wenn eine grundsätzliche Vorstellung über den Kern des methodologischen Paradigmas innerhalb der jeweiligen Disziplin besteht. *Der erste Schritt meines Methodenvergleichs bestand deshalb im Herausarbeiten eines Idealtyps sozialwissenschaftlicher und historischer Sozialforschung*, womit keinesfalls die Kontroversen und Diversität der Debatten in den jeweiligen Disziplinen geleugnet werden sollen.

Im Falle der *Soziologie* gelingt dies relativ einfach: Es existiert ein standardisierter Kanon des methodologischen Basiswissens, der sich in methodischen Einführungswerken der quantitativen bzw. qualitativen Sozialforschung, im typischen Aufbau von Methodenveranstaltungen, in den Leselisten der jeweiligen Sektionen der DGS, in methodologischen Debatten in Fachzeitschriften und im Mainstream der Forschungspraxis niederschlägt. Betrachtet man diese Methodendebatten im Überblick, so lassen sich einige typischen Merkmale sozialwissenschaftlicher Forschung festhalten:

---

<sup>1</sup> Um Missverständnisse zu vermeiden, möchte ich noch einmal ausdrücklich betonen, dass sich dieser Text *nicht* an historische Sozialforscher, sondern gerade an diejenigen Soziologen richtet, die gegenwartsbezogen arbeiten und die kaum oder nur wenige Berührungspunkte zwischen soziologischen und historischen Methoden sehen.

- 1) *Trennung von Theorie und Methoden:* Zumindest in der Lehre werden Theorie und Methoden weitgehend getrennt behandelt. Auch theoretische Debatten und soziologische Methodenforschung verlaufen weitgehend getrennt (Baur 2005, S. 38-45). Verbunden werden die theoretischen und methodischen Kenntnisse erst in den speziellen Soziologien. Die dort angesiedelten Spezialdebatten führen oft zu methodischen Innovationen zur Beantwortung spezifischer gegenstandsbezogener theoretischer Fragen, diese werden allerdings selten in die allgemeine Methodendebatte rückgeführt (Baur 2005, S. 61).
- 2) *Scharfe Trennung zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung:* Die Methodenforschung und -lehre ist seit Jahrzehnten durch einen Paradigmen-Krieg zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung geprägt (Bryman 1988, Oakley 1999). So enthalten Lehrbücher zur „empirischen Sozialforschung“ i.d.R. ausschließlich Informationen über „quantitative Sozialforschung“. Wenn überhaupt ein qualitatives Verfahren erwähnt wird, ist es die Inhaltsanalyse, die ja eine „Brücke“ zwischen qualitativer und quantitativer Analyse darstellt (Hollstein/Ullrich 2002). „Empirische Sozialforschung“ wird „Nicht-Methodikern“ als „quantitative Sozialforschung“ präsentiert. Verstärkt wird dieses Bild der Methoden dadurch, dass Lehrbücher zu qualitativen Verfahren das Wort „empirische Sozialforschung“ i.d.R. nicht im Titel tragen und ebenso einseitig qualitative Verfahren darstellen. In keinem dieser Texte finden sich Hinweise auf historische Sozialforschung (Baur 2005, S. 38-45).
- 3) *Fokussierung auf die Phasen der Datenerhebung und –auswertung:* Neben dem Paradigmenstreit kreise der Großteil der soziologischen methodischen Debatten in den vergangenen Jahrzehnten um Fragen der Datenerhebung und –auswertung. Sowohl im Bereich der statistischen, als auch im Bereich der qualitativen Analyseverfahren wurden wesentliche Methodenfortschritte erzielt. Weitgehend ausgeblendet bleibt dagegen der Bereich der Datenaufbereitung.
- 4) *Ideal der Zufallsstichprobe in der quantitativen Sozialforschung:* Quantitative Sozialforscher versuchen i.d.R. nicht nur, eine Zufallsstichprobe herzustellen, sie gehen bei der Auswertung meist auch davon aus, dass es gelungen ist, eine solche herzustellen. Dies zeigt sich daran, dass die induktive Statistik ein selbstverständlicher Bestandteil quantitativer Analysen ist. Voraussetzung für die Anwendung der schließenden Statistik ist allerdings immer eine Wahrscheinlichkeitsauswahl, d.h. es dürfen keine systematischen Verzerrungen etwa infolge von Nonresponse auftreten (Baur/Florian 2008). Die qualitative Sozialforschung sucht nach geraumer Zeit nach alternativen Datenauswahlstrategien, etwa eine bewusste Auswahl oder Theoretical Sampling.
- 5) *Befragung und Beobachtung als bevorzugte Datenquellen:* Während die frühen Soziologen durchaus auch prozessproduzierte Daten verwendeten, gilt spätestens seit René König die Befragung als „Königsweg der empirischen Sozialforschung“, vor allem in ethnographischen Studien wird zusätzlich auf die Beobachtung zurückgegriffen (Scheuch 1974). Auch heute noch

bevorzugen Soziologen Primärerhebungen und Sekundäranalysen von spezifisch für sozialwissenschaftliche Forschung erhobenen Befragungs- und Beobachtungsdaten. Dies spiegelt sich in Methodeneinführungen in die qualitative und quantitative Sozialforschung gleichermaßen insofern nieder, dass die Prinzipien der Befragung sehr ausführlich, die der Beobachtung schon kürzer erläutert werden. Prozessgenerierte Daten werden entweder gar nicht erwähnt oder nur auf wenigen Seiten knapp abgehandelt, was angesichts der Komplexität dieses Datentyps

Im Fall der *Geschichtswissenschaft* gestaltete es sich für eine „Fachfremde“ insofern schwieriger, einen Überblick über die typische Behandlung von Methodenproblemen zu erlangen, als dass die Methodenausbildung von Historikern i.d.R. nicht in eigenen Methoden-Veranstaltungen, sondern im Rahmen von allgemeinen Einführungen oder thematischen Seminaren stattfindet. Aus diesem Grund habe ich versucht, typische Herangehensweisen von Historikern mit Hilfe einer Metaanalyse der folgenden Texte herauszuarbeiten:<sup>2</sup>

- *dem Werk bekannter Historiker*, aus dem ich ihre Methodologie rekonstruiert habe, namentlich Georges Duby, Philippe Ariès und Fernand Braudel. Diese Historiker habe ich ausgewählt, weil ihre empirischen Arbeiten denen von Soziologen durchaus ähneln.
- *Äußerungen dieser Historiker direkt zu Forschungsmethoden bzw. zum Forschungsprozess*.
- *Einführungen in die Geschichtswissenschaft*, da Historiker viele methodologische Probleme unter dem Begriff „Geschichtstheorie“ diskutieren.
- *an Historiker gerichtete Methodenbücher*. Hierzu gehören Einführungen in die historische Quellenarbeit und Texte, die sich mit quantitativen Analysemethoden in der Geschichtswissenschaft und deren Verhältnis zu qualitativen Methoden befassen.
- *Texte über die Besonderheiten der historischen Methoden*, den Unterschied zwischen historischen und sozialwissenschaftlichen Methoden, das Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft sowie über Möglichkeiten, diese disziplinären Grenzen in einer historischen Soziologie zu überwinden,

---

<sup>2</sup> Ich argumentiere idealtypisch: Ich bin mir wohl bewusst, dass nicht alle Historiker in allen Punkten übereinstimmen, und dass Vieles des hier Gesagten gerade für die *historische* Sozialforschung nicht gilt. Ebenso bewusst ist mir, dass sich historische Methoden ebenso gewandelt wie soziologische. Während beispielsweise Historiker bis etwa zum 2. Weltkrieg vor allem qualitativ arbeiteten, wurde in Frankreich seit 1960ern verstärkt quantitativ geforscht. Wie in der Soziologie gab es zunächst einen Methodenstreit, der heute aber weitgehend beigelegt ist. Zur methodologischen Entwicklung der historischen Soziologie, vgl. Insbesondere Ruloff 1985 und Schröder 1994.

Um die Lesbarkeit des Textes zu erleichtern, verzichte ich im Folgenden auf Zitationen, es sei denn bestimmte Aussagen lassen sich auf einen konkreten Autor zurückführen. Gerne stelle ich Interessierten das vollständige Literaturverzeichnis der verwendeten Texte zur Verfügung.

wobei ich für diesen ganzen Bereich auch Texte von Soziologen berücksichtigt habe.

*Im Folgenden werde ich den so konstruierten Idealtypus historischer Methodologie dem Idealtypus soziologischer Methodologie gegenüberstellen. Hierzu erörtere ich zunächst einige allgemeine Prinzipien des empirischen Vorgehens und widme mich dann einzeln den Phasen des Forschungsprozesses, namentlich der Stichprobenziehung, der Datenerhebung und der Datenaufbereitung. Ich setze dabei typische soziologische Herangehensweisen an empirische Probleme als bekannt voraus und beschränke mich darauf darzustellen, wie historische Methodologien hiervon abweichen und was hieraus für die Soziologie folgt.*

## 2. Allgemeine Forschungsprinzipien

### 2.1 Methodologischer Individualismus

Da menschliches Denken und Handeln den Ablauf der Ereignisse (= Geschichte) bestimmen, sind diese auch Gegenstand der Geschichtswissenschaft. Für Soziologen und Historiker ist demnach der Mensch gleichermaßen Träger der Geschichte und damit der methodologische Individualismus oberstes Primat, auch wenn es um die Erforschung kollektiven Handelns geht:

„[D]er gute Historiker [gleicht] dem Menschenfresser im Märchen. Seine Beute weiß er dort, wo er Menschenfleisch wittert“ (Bloch 2002, S. 30).

### 2.2 Der Forschungsprozess als Spirale

Wie aber rekonstruiert man menschliches Denken und Handeln? Ebenso wie bei Soziologen gleicht auch bei Historikern der Forschungsprozess einer Spirale: Ausgehend von ihrem Vorwissen formulieren Historiker eine Forschungsfrage. Sie müssen sich für einen bestimmten Datentyp entscheiden, Datenträger auswählen, Daten erheben, aufbereiten, bereinigen und auswerten. Durch den Forschungsprozess gewinnen sie neues methodisches, theoretisches und inhaltliches Wissen. Dieses halten sie (teilweise) im Forschungsbericht fest. Die Erkenntnisse aus diesem und früheren Forschungsprozessen gehen außerdem als Vorwissen in künftige Forschungsvorhaben ein. Historiker bezeichnen ihr Vorgehen allerdings mit anderen Begriffen als Soziologen. Daten heißen in der Geschichtswissenschaft „Quellen“ oder „Spuren“, weshalb ich im Folgenden diese Begriffe synonym mit dem Begriff „Daten“ verwende. Wenngleich Historiker den Begriff „Quelle“ unterschiedlich definieren, kann man doch Quellen als „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen [bezeichnen], aus denen Kenntnis über die Vergangenheit gewonnen werden kann“ (Paul Kirm 1968, zitiert nach Ogenoorth 1997, S. 40). Vor der Auswertung überprüfen Histori-

ker Quellen auf ihre Echtheit, bereinigen und bewerten sie bezüglich der Forschungsfrage. Sie meinen damit dasselbe wie Soziologen mit „Datenaufbereitung und -bereinigung“.

### 2.3 Quantitatives versus qualitatives Paradigma

Wie Soziologen arbeiten Historiker und historische Sozialforscher sowohl qualitativ als auch quantitativ (Ruloff 1985, S. 57-69; Best/Schröder 1988; Schröder 1994): Die „histoire sérielle“ bzw. die Kliometrie sind ungefähr ebenso alt wie die quantitative empirische Sozialforschung. Die Grenze zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft lässt sich also nicht am Standardisierungsgrad der Daten festmachen. Welche Herangehensweise Historiker wählen, hängt von einer Reihe von Faktoren ab:

- 1) *Nicht alle Themen eignen sich zur Quantifizierung.* Für verschiedene inhaltliche Bereiche liegen höchst unterschiedliche Quellen vor. Beispielsweise existieren zahlreiche historische Wirtschaftsdaten, die leicht quantifiziert werden können, während Einstellungen und Mentalitäten nur indirekt über qualitative Methoden erschlossen werden können. Für die Sozialwissenschaften gilt umgekehrt, dass – über die Einstellungs- und Meinungsforschung – Einstellungen gut standardisiert erfragt werden können. Für viele Themen z. B. aus den Bereichen der politischen Soziologie, der Lebenslauf-forschung oder der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung stehen mittlerweile Datensätze aus früheren sozialwissenschaftlichen Surveys (z. B. ALLBUS, SOEP, ISSP, ESS) oder Mikrodaten der amtlichen Statistik; (z. B. Mikrozensus, EVS, IAB-Beschäftigungsstichprobe) für Sekundäranalysen zur Verfügung (Diekmann 2006, S. 9, 15-16; Wirth/Müller 2006), die erlauben, sowohl Einstellungen als auch faktisches Verhalten spezifischer Subpopulationen zu erfassen – allerdings nur für die jeweils erfassten bzw. untersuchten Lebensbereiche. Auch in der Soziologie existieren Forschungsgebiete, die aus unterschiedlichen Gründen schwer der Quantifizierung zugänglich sind, etwa weil eine spezifische Subpopulation schwer zugänglich ist (z. B. Obdachlose, Opfer häuslicher Gewalt, Rechtsextreme) oder weil sich die Betroffenen des gesamten Interaktionsgeflechts nicht bewusst sind bzw. es nicht überschauen (z. B. in Organisationen oder auf Märkten).

Historiker weisen des weiteren darauf hin, dass quantitative Daten oft nur einen bestimmten Aspekt eines Problems erhellen, quantitative und qualitative Forschung also einander ergänzen. So zeigt etwa Grunow (2006) mit Hilfe einer Ereignisanalyse, dass nach wie vor viele deutsche Frauen nach der Geburt des ersten Kindes dauerhaft aus dem Beruf aussteigen. Die Aufteilung zwischen Erwerbsarbeit, Kindererziehung und Hausarbeit wird nicht – im Sinne der Rational Choice-Theorie – zwischen Partnern ständig neu verhandelt. Vielmehr werden sie zu Beginn der Partnerschaft und bei Geburt

des ersten Kindes festgelegt und bleiben dann relativ stabil (Grunow 2007). Keddi (2003) zeigt mit Hilfe einer Deutungsmusteranalyse von Leitfadenterviews, warum dies so ist: Menschen verfolgen verschiedene Lebensthemen. Beziehungen zwischen Partnern mit denselben Lebensthemen sind besonders wahrscheinlich und beständig. Jedes Lebensthema impliziert eine spezifische geschlechtliche Arbeitsteilung. Teilen zwei Partner dasselbe Lebensthema, ist relativ klar, wer was zu tun hat. Beim Lebensthema „Familie“ streben die Partner z. B. nach der Geburt des ersten Kindes das Modell des männlichen Ernährers an, beim Lebensthema „Doppelorientierung Beruf und Familie“ versuchen die Partner, eine möglichst egalitäre Arbeitsteilung zu realisieren. Sobald sich die Arbeitsteilung eingependelt hat, ist sie stabil. Qualitative und quantitative Forschung sind in diesem Fall also komplementär (Erzberger/Kelle 1999) und beleuchten unterschiedliche Aspekte eines Problems.

- 2) *Nicht für alle Epochen existieren quantifizierbare Daten.* Insbesondere aber für die Zeit ab dem 16. Jh. findet man sehr viele Quellen, die sich inhaltlich und im Aufbau ähneln, deren Interpretation nicht sehr schwer ist und die sich deshalb zur quantitativen Aufbereitung eignen. Oft sind die Daten aber nicht in genügender Zahl vorhanden oder eignen sich nicht für die statistische Bearbeitung, da sie nur schwer vergleichbar sind (vgl. Abschnitt 3).

Dies ist für die Soziologie einerseits relevant, da zahlreiche soziologische Theorien – etwa die Weltsystemanalyse (Wallerstein 1986) oder Modernisierungstheorien (z. B. Münch 1986; Schwinn (Hg.) 2006) – über Jahrhunderte dauernde Prozesse modellieren. Für derartige Fragestellungen sind Daten aus solchen Epochen erforderlich.

Andererseits liegen sozialwissenschaftliche Umfragedaten frühestens seit 1940ern vor (Baur 2004). Sollen Längsschnittanalysen für längere Zeiträume oder für neue Fragestellungen (zu denen also früher niemand befragt wurde) durchgeführt werden, muss notgedrungen auf prozessproduzierte Daten zurückgegriffen werden. Deren Zahl nimmt zwar kontinuierlich zu und viele lassen sich leicht quantifizieren (Diekmann 2006, S. 9; Baur 2004), dies ist aber nicht immer (leicht) möglich, z. B. wenn man Veränderungen des Lebensstils türkischer Migranten seit den 1970ern untersuchen wollte.

- 3) *Je höher der Standardisierungsgrad ist, desto stärker muss der Forscher i. d. R. interpretieren.* Häufig sind aufwändige (qualitative) Interpretationsakte notwendig, um überhaupt zu quantitativen Daten zu gelangen. Quantitativ auswertbare Daten werden aus Quellenmaterial erst konstruiert. De facto ist damit der Interpretationsaufwand bei quantitativen Verfahren oft höher als bei qualitativen: Man muss erst dieselben Methoden der Quellenkritik anwenden, um bestimmen zu können, wie die Quelle interpretiert werden darf. Darauf aufbauend muss man sich überlegen, wie man aus verschiedenen ähnlichen, aber nicht völlig gleichartigen Quellen Zahlen gewinnt:



Wenn wir in Archiven mehr Berichte über Unruhen zu einem bestimmten Zeitraum finden, heißt dies, dass es in dieser Zeit besonders viele Unruhen gab? Oder heißt dies einfach, dass die Verfasser einfach mehr der Unruhen notierten? Welcher Anteil der Unruhen wurde überhaupt registriert? Und welche Art von Unruhen wurden erfasst? Blieb die Definition einer „Unruhe“ über die Zeit hinweg immer gleich? Wenn sie sich änderte, wie wirkte sich das auf die Berichterstattung aus? Weist die Berichterstattung Lücken also auf? Warum? Weil bestimmte Ereignisse von den Zeitgenossen für unwichtig befunden wurden? Weil die Nachwelt das Wissen um diese Ereignisse für unwichtig hielt oder es verdrängen wollte und die Archive oder Teile von ihnen zerstörte? Weil bestimmte Daten in den Wirren der Zeit durch Zufall zerstört wurden? Haben Schreiber vielleicht bestimmte Ereignisse erfunden oder falsch überliefert?

All diese Fragen sind nur schwer zu klären. Sie müssen aber beantwortet werden, bevor man aus den Quellen reliable Datensätze konstruieren kann. Bei der Kodierung der Daten stellen sich neue Probleme: Der Historiker wählt bestimmte Informationen aus bestimmten Quellen aus, andere werden nicht im Datensatz erfasst.

Wie (interpretations)aufwändig die nachträgliche Konstruktion von Datensätzen ist, zeigt z. B. Windolf, der mit Hilfe verschiedener Datenquellen – darunter Geschäftsberichte und Finanzdaten – eine Unternehmensdatenbank aufbaute und so den Wandel der Unternehmenskontrolle in Deutschland und Frankreich Ende der 1990er nachzeichnen konnte (Beyer/Windolf 1995; Windolf 2002). Windolf (2002) weist mit Hilfe dieser Daten nach, dass sich derzeit der Rheinische Kapitalismus an das angelsächsische Unternehmenskontrollsystem annähert. In einem Folgeprojekt baute Forschungsprojekt baut Windolf (2007) einen vergleichbaren Datensatz für die Jahre 1896, 1914, 1924, 1932 und 1938 auf (und erweiterte die Datenbasis um die USA).

Ein zweites Beispiel aus der Soziologie ist das Projekt „unempol“ (Giugni/Statham 2002): Um den Wandel des Diskurses über die Arbeitslosigkeit erfassen zu können, kodierten Baum und Lahusen (2004) mit Hilfe eines fast 70seitigen Codebuchs Claims über Arbeitslosigkeit, die in Zeitungsartikeln der SZ zwischen 1995 bis 2002 gemacht wurden. Mit Hilfe des so konstruierten Datensatzes kann man nachzeichnen, welche Akteure sich wann und wo wie häufig geäußert haben und zu welchen Themen sie sich ungefähr geäußert haben. Man kann aufzeigen, ob und inwiefern sich diese Konstellationen im Lauf der Zeit gewandelt haben (Giugni/Statham (Hg.) 2005; Lahusen 2006). Z. B. zeigt sich für Deutschland, dass im Jahr 1997 das Thema „Arbeitslosigkeit“ plötzlich wesentlich häufiger diskutiert wurde als zuvor und dass die Diskussion danach wieder abflaute. Vertreter der Opposition kommen wesentlich seltener zu Wort als Vertreter der jeweiligen Regierungspartei. Daneben diskutieren die Verbände stark mit, Arbeitslosenorga-

nisationen und Privatpersonen kommen dagegen kaum zu Wort (Baum/Lahusen 2004).

Ein guter Historiker ist sich stets bewusst, wie viel er interpretieren muss, bis die Daten so aufbereitet sind, dass sie eine statistische Bearbeitung zulassen. Statistikpakete haben Vieles erleichtert, schaffen aber auch neue Probleme:

„Computer (...) sind wunderbare Karteien, Gedächtnisspeicher ohnegleichen, unfehlbar, selektiv, immer bereit, Antwort zu geben. Aber eben nur Karteien. Die Gefahr besteht darin, mehr von ihnen zu erwarten, auf den Anschein der Wissenschaftlichkeit, den sie erwecken, hereinzufallen. Sie sortieren, sie verteilen, sie zählen.“ (Duby 1992, S. 55)

Nachdem sich der Historiker eine Zeitlang auf einzelne Bestandteile fokussiert und sie aus dem ursprünglich unstrukturierten Datenmaterial herausgelöst hat, muss er genau zu diesem Datenmaterial zurückkehren und ähnlich wie bei qualitativen soziologischen Verfahren seine Daten immer wieder im Zusammenhang, im Kontext ihrer Absichten und ihrer inhaltlichen Bedeutung lesen.

Die Grenze zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren wird also fließend, sobald prozessgenerierte Daten eingesetzt werden. Trotz aller Einschränkungen sehen Historiker quantitative Verfahren als nützliches Instrument, das die Erklärungskraft von Modellen meist erhöht.

Die Schwächen vieler quantitativer Daten und die Notwendigkeit, statistische Informationen wieder in ihren Kontext einzubetten, sind keine Besonderheiten der Geschichtswissenschaft. Dieselben Probleme stellen sich Soziologen (nicht nur bei der nachträglichen Konstruktion von Datensätzen): Jedes Lehrbuch zur standardisierten Befragung weist auf typische Fallstricke hin. Sie reichen von Fehlern in der Fragebogenformulierungen bis zu Stichprobenproblemen. Im praktischen Forschungsprozess lassen sie sich häufig nicht vermeiden. Bei qualitativ hochwertigen Datensätzen wie ALLBUS und SOEP sind diese Mängel ausführlich reflektiert und dokumentiert. Diese Nachvollziehbarkeit des Datenkonstruktionsprozesses ist aber leider nach wie vor nicht die Regel. Entscheidend ist offenbar, dass diese Probleme in den beiden Disziplinen auf sehr unterschiedliche Weise nach außen getragen werden: Historiker machen i. d. R. in ihren Methodenkapiteln diese Schwächen ihrer Arbeiten explizit. Dies gilt sowohl für quantitativ als auch für qualitativ arbeitende Historiker. Soziologen beschränken sich dagegen in Zeitschriftenartikeln meist darauf zu erläutern, welcher Datensatz mit welcher Stichprobengröße verwendet und welche statistische Verfahren eingesetzt wurden. Werden diese Informationen z. B. über Zeitungen an ein breiteres Publikum weitergegeben, fallen selbst diese Hinweise weg. Stattdessen müsste die methodische Reflexion an einem viel früheren und wesentlich grundsätzlicheren Punkt ansetzen: Ist der Datensatz, ist die einzelne Frage überhaupt geeignet, um die Forschungsfrage zu beantworten? Inwieweit schränken Datenmängel die Aussagekraft bezüglich

der Forschungsfrage ein? „Deshalb muss die Statistik der Messung, der Definition der Begriffe und der Qualität der Datengewinnung wieder mehr Aufmerksamkeit widmen“ (Diekmann 2006, S. 13).

## 2.4 Verhältnis von Theorie und Empirie

Gerade Probleme der Begriffsdefinition und der Messung verweisen auf die Verknüpfung von Theorie und Forschungsmethoden. Darin, wie Theorie und Empirie aufeinander bezogen werden, bestehen sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede zwischen den beiden Disziplinen:

- 1) *Das Vorwissen prägt die Perspektivität des Forschers* – darin sind sich die Vertreter beider Disziplinen einig: Erkenntnisinteressen entspringen teils seinen eigenen Interessen, teils den gesellschaftliche Problemen seiner Zeit, teils seinem Weltbild. Grundannahmen und Kategorien helfen, den Gegenstandsbereich zu strukturieren. Methodisch sauber arbeitende Forscher machen deshalb ihre theoretischen Annahmen explizit, damit diese von Fachkollegen überprüft werden können. Heute verfügen Soziologen über ein umfangreiches Arsenal an theoretischen Modellen, die Bestandteil ihres Vorwissens sind und auf die sie zurückgreifen können, wenn es darum geht, empirische Ergebnisse theoretisch zu fassen. Diesbezüglich ist die Soziologie der Geschichtswissenschaft bis heute deutlich überlegen – mit Ausnahme eines Themas: der Zeit (Baur 2005: 57-108).
- 2) *Auch wenn der Forschungsprozess theoretisch vorgeformt ist, ist er doch stets offen*: Aus dem Studium der Quellen entstehen neue Fragen. Dem Historiker fallen Zusammenhänge ins Auge, die ebenfalls noch aufgeklärt werden müssen. Um diese zu beantworten, benötigt der Historiker andere Formen von Quellen. Dieses Vorgehen weist Parallelen zum Prinzip der Abduktion (Reichertz 2003) in der qualitativen Sozialforschung auf. Auch die Induktion ist ein für die Geschichtswissenschaft typisches Verfahren: Mit Hilfe der Daten verfeinert der Historiker theoretische Modelle oder entwickelt neue. Er versucht, Phänomene richtig zu benennen und Vorgänge und Tatsachen, die als solche nicht strittig sind, richtig einzuordnen und zu beurteilen. Immer wieder wechselt er zwischen Theorie und Daten. Dieselbe Zirkularität und Offenheit des Forschungsprozesses erinnert insbesondere an die Grounded Theory in der Soziologie, die fordert, dass der theoretisch sensible Forscher im Wechsel zwischen Datensammlung und -analyse schrittweise eine gegenstandsverankerte Theorie entwickelt (Strauss/Corbin 1996).
- 3) *Eine denkbare Arbeitsteilung zwischen Methodikern, Theoretikern und praktischen Forschern wäre kontraproduktiv, weil sie den Blick für das Neue verstellt*: Um Zugang zu seinen Daten zu finden, muss der Historiker über Theorien und Begriffsnetze verfügen. Ohne Rückbezug auf theoretische Modelle kann er nicht empirisch arbeiten. Umgekehrt können Theorien ohne

Wirklichkeitsbezug zwar eine interessante Gedankenspielerei sein. Ansonsten sind sie aber nutzlos für Wissenschaften wie die Geschichtswissenschaft (und Soziologie), deren erklärtes Ziel die Modellierung sozialer Wirklichkeit ist. Theoriebildung und empirisches Arbeiten gehen also Hand in Hand:

„Kein noch so gutes Buch eines Historikers kann die unmittelbare Anschauung ersetzen, die aus der Lektüre von Quellen zu gewinnen ist. Es ist der Unterschied zwischen demjenigen, der im Reiseführer über Paris liest, und demjenigen, der in Paris lebt oder Paris besucht.“ (Sellin 1995, S. 53)

Auch und gerade von großen Forscherpersönlichkeiten wird deshalb erwartet, sich in die Niederungen der Datenanalyse zu begeben.

„Der Historiker darf [deshalb] kein Sitzarbeiter, kein Bürokrat der Geschichte sein, sondern er muß ein Wanderer sein, der sich seiner Pflichten als Abenteurer und Forscher bewußt ist.“ (Le Goff 2002, S. XIX)

Während Sozialwissenschaftler sich i. d. R. auf die Weiterentwicklung von Methoden, von Theorien oder von Wissen (z. B. in einer speziellen Soziologie) spezialisieren, versuchen Historiker i. d. R., auf allen drei Gebieten parallel zu arbeiten. Dies ist mühsam und zeitaufwändig. Es dauert Jahre, bis der Forscher einen Überblick über sein Themengebiet bekommt, sich das notwendige methodische Handwerkszeug angeeignet hat und tief genug in seine Daten eingedrungen ist, dass er sie so weit versteht, bis er endlich mit der weiteren Datenanalyse beginnen kann. Der Prozess der Theoriebildung dauert entsprechend lange. Große Historiker und historisch arbeitende Soziologen benötigten deshalb Jahrzehnte, um ihre Modelle zu bilden. Beispiele für die Soziologie sind Karl Marx, Max Weber, Georg Simmel und Norbert Elias, und für die Geschichte Fernand Braudel, Georges Duby und Philippe Ariès.

Viele Forschungsfragen übersteigen die Möglichkeiten des einzelnen Forschers. Historiker fokussieren deshalb meist auf ein Thema, einen bestimmten Raum, eine Handlungsebene, eine Epoche und eine Zeitschicht.<sup>3</sup> Fragestellungen, die einen größeren zeitlichen oder räumlichen Rahmen betreffen, werden in Gemeinschaftsprojekten bearbeitet. Beispiele sind die internationalen Großprojekte „Geschichte der Frauen“ (Duby/Perrot (Hg.) 1993-1995) und „Geschichte des privaten Lebens“ (Ariès/Duby (Hg.) 1989-1993): Erfahrene und renommierte Historiker erstellen den theoretischen Rahmen und unterteilen das Projekt in Unterprojekte, deren Leitung anderen erfahrenen Forschern übertragen wird. Sowohl die „Geschichte der Frauen“ als auch die „Geschichte des privaten Lebens“ sind nach Epochen geordnet. Jedes dieser Unterprojekte wird weiter in Teilprojekte untergliedert, die jeweils einem Experten zugeteilt werden. So können Themen in einer Bandbreite und in einem Detaillierungsgrad

---

<sup>3</sup> Die Zeitschicht bzw. Dauer bezeichnet die Veränderungs- bzw. Wiederholungsgeschwindigkeit, mit der sich sozialer Wandel vollzieht. In der Geschichtswissenschaft wird klassisch zwischen kurzer, mittlerer und langer Dauer unterschieden (Braudel 1958; Koselleck 2000).

empirisch bearbeitet werden, wie sie ein einzelner Forscher in seiner gesamten Lebenszeit nicht bearbeiten könnte. Gleichzeitig beziehen sich die Themen aufeinander – die Projektleitung wacht über die Integration in das theoretische Gesamtmodell.

### 3. Stichprobenziehung

Während Soziologen das Problem der Totalausfälle fast ausschließlich im Rahmen von Nonresponse bei Befragungen diskutieren und nach wie vor relativ wenig über Verweigerer wissen (Engel et. al. 2004; Baur 2006), haben Historiker der Frage, welche Typen von Totalausfällen existieren, wie sie entstehen und wie sich dies auf das Forschungsergebnis auswirkt, wesentlich mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Verzerrungen können bei der Datenproduktion, während der Datenaufbewahrung und bei der Datenauswahl entstehen (Baur/Lahusen 2005).

#### 3.1 Verzerrungen bei der Datenproduktion

Bereits wenn Informationen festgehalten werden, entstehen etwaige Verzerrungen. Ein Beispiel hierfür bieten die Zeitungsartikel im oben genannten Projekt „unempol“. Aus der Fülle möglicher Nachrichten wählen Journalisten bestimmte aus und berichten über diese auf eine bestimmte Weise (vgl. hierzu ausführlich Baur/Lahusen 2005):

- 1) *Mit der Datenproduktion verbundene Ziele:* Deutsche Journalisten versuchen, die Öffentlichkeit zu informieren, öffentliche Meinungsbildung zu unterstützen und staatliches Handeln hierdurch zu kontrollieren. Gleichzeitig stehen Zeitungen angesichts von Globalisierung und Konzentration der Medien immer mehr unter Wettbewerbsdruck, so dass das Ideal des investigativen Journalismus oft verletzt wird und die Grenzen zwischen Informationsvermittlung und Unterhaltung sowie zwischen Journalismus und PR immer mehr verschwimmen.
- 2) *Eigenschaften des Informationsmediums:* Zeitungen weisen die typischen Eigenschaften von Schriftmedien (gegenüber anderen verbalen und visuellen Medien) auf. Darüber hinaus weisen sie spezifische Eigenheiten auf. So variiert die Auswahl von Nachrichten und die Art der Berichterstattung je nach Artikeltyp (Leitartikel, Glosse, Leserbrief usw.), Zeitungsteil (Politik, Wirtschaft, Feuilleton, Sport usw.) und thematischer Ausrichtung der Zeitung als solcher. Im Sportteil wird man z. B. i. d. R. keine Informationen über Arbeitslosigkeit finden. Während auf Seite 3 der SZ eher die Lebenslage eines Arbeitslosen beschrieben wird, findet man im Wirtschaftsteil eher die aktuellen Arbeitsmarktdaten der BA.

- 3) *Der institutioneller Kontext* verzerrt Zeitungsberichterstattung erstens dadurch, dass Zeitungen rechtliche Rahmenbedingungen berücksichtigen müssen (z. B. Schutz der Persönlichkeitsrechte; Regelung zu pornographischen Darstellungen). Zweitens stehen die meisten Massenmedien einem politischen Akteur nahe (z. B. ist die FAZ eher konservativ, die SZ eher linksliberal). Drittens müssen Zeitungen die Erwartungen ihrer Leser und Anzeigenkunden erfüllen. Institutionen haben viertens ihre eigenen Rhythmen, wie etwa Wahlzyklen, Pressetermine usw., so dass zu bestimmten Zeitpunkten bestimmte Themen dominieren und andere Themen verdrängen. Über eine Korruptionsaffäre wird während der Fußball-WM wohl wesentlich weniger ausführlich berichtet als zu anderen Zeiten.

Nicht über jedes Ereignis werden also gleichermaßen Informationen festgehalten. Nur, weil über etwas keine Informationen existieren, bedeutet nicht, dass es nicht existiert hat. Darüber hinaus sind nicht für jede Epoche alle Datentypen überhaupt verfügbar. Sozialwissenschaftler analysieren häufig primär erhobene Daten, insbesondere Befragungsdaten (Lammek 2005: 329). Dies ist möglich, weil sich viele empirisch arbeitenden Sozialwissenschaftler mit Themen beschäftigen, die einen starken Gegenwartsbezug haben und es damit relativ wahrscheinlich ist, eine Reihe von Personen zu finden, die Experten für dieses Thema sind bzw. eine Meinung dazu haben. Sozialwissenschaftler können Zufallsstichproben oder theoretische Stichproben von zu Befragenden ziehen. Verlässt man den Bereich der Zeitgeschichte, gibt es keine Augenzeugen für vergangene Ereignisse – also auch niemanden mehr, den man befragen könnte. Der Forscher muss in solchen Fällen auf andere, i. d. R. prozessproduzierte Daten, zugreifen (vgl. hierzu Abschnitt 4). Wie das Beispiel der Zeitungen illustriert, sind Stichproben aus prozessgenerierten Daten fast immer systematisch verzerrt.

### 3.2 Verzerrungen bei der Datenaufbewahrung

Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, desto schwieriger wird es, überhaupt Quellen aufzutreiben, da bestimmte Datentypen nicht nur entstehen müssen – sie müssen auch die Zeit überdauern. Vor allem zwei Faktoren wirken dem entgegen:

- 1) *Bewusste Zerstörung*: Daten können Brand, Krieg, Raub usw. zum Opfer fallen. Typische Situationen für solche bewusste Zerstörungen sind bei prozessproduzierten Daten Regierungswechsel: Die alte Regierung zerstört Dokumente, die ihr schaden könnten. Bei im Rahmen von Projekten erhobenen Daten ist z. B. denkbar, dass ein Forscher aus Datenschutzgründen nach Projektende oder am Ende seiner Dienstzeit die erhobenen Daten vernichtet.

- 2) *Natürlicher Zerfall*: Aufgrund von Umwelteinflüssen zerfällt jeder Datenträger früher oder später auf natürliche Art und Weise. Bei manchen Datenträgern (wie Disketten) dauert dieser Zerfallsprozess nur wenige Jahre, bei anderen (wie Stein) Jahrtausende.

Die einzige Möglichkeit, die Daten zu retten, ist, sie so sicher wie möglich aufzubewahren, sie zu restaurieren und sie gegebenenfalls auf einen anderen, neueren Datenträger zu übertragen: eine Diskette zu kopieren, ein Buch abzuschreiben usw. Konservierungsmaßnahmen sollten allerdings nur das allerletzte Mittel sein, denn bei jedem Kopiervorgang sind Übertragungsfehler möglich. In Deutschland ist zumindest die Sicherung eines Großteils der Daten aus standardisierten Befragungen sichergestellt, da die GESIS ihre Archivierung übernimmt. Das geplante Projekt, auch qualitative Daten zentral zu archivieren, sollte dringend realisiert werden, um einen ähnlich hohen Qualitätsstandard der Archivierung zu erlangen.

Daten zu überliefern, ist also mit Anstrengungen verbunden. Sie bleiben nur erhalten, wenn Menschen sie erhalten wollen, da dies häufig sehr zeitaufwändig und kostspielig ist. Insbesondere bei prozessgenerierten Daten wie Akten oder Dokumenten sollte der sie verwendende Forscher deshalb immer fragen: Warum nehmen Menschen solche Mühen auf sich?

- 1) *Daten werden erhalten, wenn sie noch gebraucht werden*. Beispiele sind Akten und Urkunden, die noch rechtlich bedeutsam sind; Bücher, die noch zur Erbauung gelesen werden; Gebäude, in denen noch jemand wohnt.
- 2) *Insbesondere Fürsten und religiöse Führer verfallen oft dem Sammeleifer*. Erst in der Neuzeit bewahren auch „gewöhnliche“ Menschen Dinge aus Sammeleidenschaft.
- 3) *Quellen werden erhalten, weil sie aus Sicht der Nachwelt auf die Vergangenheit verweisen*. Beispiele sind Denk- und Grabmäler. Diese Datentypen sind allerdings relativ neu, weil Europäer erst im 19. Jh. ein starkes historisches Bewusstsein entwickelt haben. Seit dieser Zeit werden Daten auch im Sinne der Nationalpolitik, der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes erhalten.

Welche Gegenstände der Aufbewahrung für wert erachtet werden, ist ebenfalls dem sozialen Wandel unterworfen, wie das Beispiel von Gebäuden (die im Rahmen stadtsoziologischer Forschung wertvolle Informationen liefern können) zeigt: In den 1950ern und 1960ern wollten die meisten Deutschen in Neubauwohnungen mit modernen Fenstern, Zentralheizung und fließendem Wasser wohnen. Sie rissen viele alte Häuser ab, um Raum für neue zu schaffen. Nur Gegenden wie z. B. Franken waren wirtschaftlich so schwach entwickelt, dass sich die Menschen die modernen Häuser nicht leisten konnten. Die ostdeutsche Regierung ließ bewusst die Innenstädte zerfallen, um die Menschen in die

Neubaugebiete am Stadtrand zu locken. Heute sind gerade diese alten Häuser ein unschätzbare Luxus. Städte wie Bamberg, Weimar und Potsdam wurden zum Weltkulturerbe ernannt – der geänderten Wertschätzung alter Gebäude entsprechend, sollen sie nun erhalten werden. In Städten wie Stuttgart und Frankfurt findet man dagegen fast nur noch Neubauten – auch wenn es die alten Häuser auch hier einst gab. Dass sich das Interesse für bestimmte Daten im Lauf der Zeit mehrmals ändern kann, verringert die Wahrscheinlichkeit, überhaupt Daten zu finden, je weiter man in die Vergangenheit geht.

### 3.3 Verzerrungen bei der Datenauswahl

Selbst wenn die Daten noch existieren, muss der Forscher sie erst einmal finden und die richtige Auswahl aus ihnen treffen. Hat er sie gefunden, muss er beurteilen, warum gerade diese Daten erhalten und welche anderen möglicherweise verloren gegangen sind. Hier steht er vor dem Problem des hermeneutischen Zirkels (I): Um Daten finden und den Selektionsprozess bei ihrer Bewahrung beurteilen zu können, muss der Forscher schon sehr viel über die Geschichte eines Staates wissen. Akten und Urkunden lagern beispielsweise i. d. R. in Archiven, aber in welchen? Staatliche Archive, Städte, Universitäten, Kirchen, Unternehmen, Gewerkschaften, Parteien, Rundfunkarchive, aber auch Privatpersonen sammeln häufig Akten eines bestimmten Typs. Hat der Forscher einen relevanten Archivtyp identifiziert, ist die nächste Frage: Wie sind die Akten auf verschiedene Archive desselben Typs verteilt, wie innerhalb eines Archivs geordnet? Ältere Akten sind häufig thematisch geordnet (Pertinenzprinzip), jüngere nach Herkunft (Provenienzprinzip). Nach welchen Kriterien werden Akten kassiert? Archivare, aber auch Handbücher können bei der Suche nach bestimmten Akten helfen. Häufig aber stößt ein Forscher zufällig auf bestimmte Akten.

Wie schon durch das Beispiel des Diskurses über die Arbeitslosigkeit angedeutet, stellen sich all diese Probleme auch in der Soziologie. Unter anderem ist es in der Forschungspraxis eine große Herausforderung, Bevölkerungsstichproben zu ziehen (ASI (Hg.) 2006). „Repräsentative“ Stichproben der Markt- und Meinungsforschung sind z. B. zumindest bei Panels oft keine Zufallsstichproben. Die in den letzten Jahren in Mode gekommenen Online-Stichproben sind willkürliche Stichproben (Behnke et. al. 2006). Selbst bei als Zufallsstichproben konzipierten Stichproben kommt es i. d. R. zu Ausfallquoten von bis zu 50 % (Schnell 1997). Diese Ausfälle hängen oft systematisch mit dem Forschungsinteresse zusammen, weshalb die systematische Reflexion des Verzerrungsprozesses auch für die Soziologie hilfreich und notwendig ist.



## 4. Datenerhebung

### 4.1 Befragungsdaten

Für Historiker ist die Befragung auch in der Forschungspraxis nur ein Datentypus von vielen (wobei im Rahmen der Oral History durchaus Befragungen durchgeführt werden). Im Vergleich mit anderen Datenformen zählen Historiker aufgrund der Selektivität der Wahrnehmung und des Vergessens, die die Aussagen von Menschen verzerren (vgl. hierzu auch Fuchs-Heinritz 2000), Befragungen über eigene Meinungen und selbst gemachte Erfahrungen als höchst unzuverlässige Datenquelle. Dies gilt umso mehr, wenn sich der Forscher – wie in den Sozialwissenschaften – für Gruppen von Menschen interessiert: Ob Meinungen und Erinnerungen von Menschen vergleichbar sind, muss von Fall zu Fall entschieden werden, ist aber immer höchst fraglich.

*Die Irrumsrisiken bei Befragungsdaten verschärfen sich, wenn man die Zeit berücksichtigt, die zwischen Geschehen und Befragung berücksichtigt.* Je weiter man den Blick in die Vergangenheit richtet, desto wahrscheinlicher ist es, dass niemand mehr die Ereignisse aus erster Hand miterlebt hat. Dies kann unter Umständen sehr schnell geschehen, wenn z. B. in Organisationen ein Personalwechsel stattgefunden hat und die früheren Stelleninhaber nicht mehr auffindbar sind. Auch ein Biographie- oder Lebenslaufforscher, der gescheiterte Beziehungen untersucht, kann Schwierigkeiten haben, beide ehemaligen Partner aufzufinden, wenn diese den Kontakt zueinander abgebrochen haben.

In solchen Fällen kann der Forscher allenfalls Menschen finden, denen Augenzeugen ihr Geschichte erzählt haben. Das Wissen einer Person wurde also auf eine andere übertragen. Bei dieser Datenübertragung können sich Fehler einschleichen, und Geschichten können ein Eigenleben entwickeln. Je öfters eine Geschichte erzählt wurde, desto weniger hat sie i. d. R. mit den tatsächlichen Ereignissen zu tun.

*Diese Verzerrungsprozesse sind wiederum weder zeitlich noch kulturell invariant: In Kulturen ohne Schriftkultur ist die Wissensweitergabe i. d. R. stark reglementiert.* In jeder Generation geben die Alten als Träger der Vergangenheit ihr Wissen an die Jungen weiter. Sie schulen das Erinnerungsvermögen der Jungen, erzählen Geschichten so oft und achten so genau auf den exakten Wortlaut, dass sich viele Gesetze, Geschichten, Legenden über Jahrhunderte kaum verändern (Kramer 1978; Trossbach 2000). Diese Achtung vor traditionellen Texten ist heute jedoch weitgehend verloren gegangen: Moderne westliche Erzähler sollen originell und kreativ sein, ihre Geschichten ausschmücken. Dank digitalem Terminkalender ist ein exaktes Erinnerungsvermögen nicht mehr besonders wichtig. Sofern sie nicht schriftlich fixiert sind, wandeln sich Geschichten heute sehr schnell, so dass es entscheidend ist, Augenzeugen aufzutreiben.

*Nicht nur konkrete Geschichten werden von Generation zu Generation weitergegeben sondern auch das kollektive Gedächtnis.* Das kollektive Gedäch-

nis rekonstruiert vergangene Geschehnisse, bewahrt sie und setzt sie in Bezug zu gegenwärtigen Ereignissen. Es formt Erwartungen, die der Vergangenheit und der Gegenwart entgegengebracht werden (Halbwachs 1985). I. d. R. erfasst es Ereignisse umso genauer, je näher sie an der Gegenwart liegen – für die Zeitgeschichte interessieren sich die meisten Menschen mehr als für das Mittelalter (Pollmann 1998), dies gilt aber nicht immer: Einzelne Ereignisse und Epochen ragen in der kulturellen Erinnerung heraus. Die Franzosen haben z. B. bis heute nicht die Schmach der deutschen Kaiserkrönung in Versailles vergessen. Der Nationalsozialismus und der Mauerfall sind Fixpunkte, um die das deutsche Geschichtsbewusstsein kreist. Oft sind diese Erinnerungen unbewusst. Erst durch gezieltes Nachfragen fördert man ihre Natur zutage. So verabscheuen fast alle Europäer Ratten – eine Folge der Pestepidemie um 13. Jh.

Das kollektive Gedächtnis umfasst weiterhin nicht nur Erinnerungen an Ereignisse sondern auch Bräuche, Lebensweisen, Institutionen, Rollenmuster. In ihnen werden typische Lösungen für typische Probleme verfestigt. Diese Institutionen erleichtern die Bewältigung des Alltags. Auch auf diese Aspekte der Erinnerung kann der Forscher zugreifen, wobei dies immer schwerer wird, da das kollektive Gedächtnis infolge der Beschleunigung sozialen Wandels immer instabiler wird (Lübbe 1990; Cavalli 1991; Heitmeyer 1991; Osten 2006).

## 4.2 Prozessproduzierte Daten

Da sich Historiker meistens mit Themen beschäftigen, zu denen sie weder Interaktionsmuster beobachten noch Personen befragen können, müssen sie zwangsweise alternative Quellen finden, aus denen man Erkenntnisse für menschliches Handeln und Denken ziehen könnte, so etwa Akten, Urkunden, Literatur, Poesie, Musik, Karten, Filme, Fotografien, Malerei, Skulpturen, aber auch die gebaute Umwelt (z. B. Gebäude und Landschaften), Alltagsgegenstände (z. B. Waffen, Geschirr, Werkzeuge) und bis heute fortlebende Tatsachen und Muster wie unsere Sprache, Bräuche, Institutionen. Die fremdsprachlichen Bestandteile unserer Muttersprache sagen z. B. sehr viel über regelmäßigen, vergangenen Umgang mit Menschen anderer Regionen aus. Man kann sagen ...

„(...) dass die ganze Welt, in der wir leben, historische Quelle oder – wie man auch sagen kann – Überlieferung ist. Die Welt ist Geschichte. Man muß nur sehen lernen. (...) Jede Tradition verweist als solche zurück auf ihre Ursprünge und auf ihr Fortwirken bis in die Gegenwart. Insofern ist die heute bestehende Tradition eine unmittelbare Erkenntnisquelle für geschichtliches Leben.“ (Sellin 1995, S. 45).

*Auf welche Datentypen ein Forscher zurückgreifen kann, hängt dabei stark von der untersuchten Epoche ab.* In Europa zeugen bis zum 10. Jh. fast ausschließlich archäologische Funde von vergangenem sozialen Leben: Landschaften, Gebäude, Friedhöfe, in Stein gehauene, auf Stein gemalte Darstellungen und relativ verwitterungsresistente Alltagsgüter wie zu Scherben zerfallene Krüge

oder vom Rost zerfressene Schwerter. Die Schrift war mit der Völkerwanderung weitgehend verloren gegangen. Vom 10. Jh. zeugen bereits mehr Bauten, und die Zahl der schriftlichen Quellen, vor allem aus Klöstern, nimmt zu.

Zwischen 1300 und 1350 veränderten die Menschen in wenigen Jahrzehnten drastisch ihre Lebensweise, was sich auch auf die Datenlage auswirkt: Die Menschen interessierten sich stärker als früher für Gegenstände und Äußerlichkeiten. Die Kunst wandte sich dem Realismus zu. Die Malerei wurde zur wichtigsten Kunstgattung – weshalb ab nun zahlreiche Bilder möglichst realistisch Menschen in sozialen Zusammenhängen darstellen. Literarische Darstellungen widmen sich mehr und mehr dem Privatleben. Die Zahl der schriftlichen Dokumente und Archive nimmt zu. Der Staat wurde immer mächtiger und stärker.

Ab dem 14. und 15. Jh. versuchen Herrscher, ihre Bürger immer lückenloser zu kontrollieren und ihre Ressourcen effizienter zu nutzen. Sie führten Untersuchungen durch, um herauszufinden, was in den Köpfen ihrer Bürger vorging. Sie verlangten Auskunft über Besitz und Eigentum. Sie protokollierten alle internen Vorgänge. Die Zahl der Akten explodiert.

*Auch wenn solche Informationen fehlen, existieren oft mehr Quellen, als man denkt. Sobald wir das Haus verlassen, befinden wir uns in einer gewachsenen Umwelt:* Menschen haben sie in der Vergangenheit zu einem bestimmten Zweck geformt: um zu wohnen, um sich zu entspannen, um jemanden zu verehren usw. Allein schon eine Landschaft kann uns sehr viel über gegenwärtige und vergangene Handlungsmuster erzählen, wenn wir uns nur die Mühe machen, sie zu deuten.

*Die Datenfülle der heutigen Zeit ist nicht nur Segen, sondern auch Fluch.* Die Unmenge von Informationen, die uns jeden Augenblick umflutet, verstellt häufig den Blick auf das Wesentliche. Hinzu kommt, dass wir als Zeitgenossen in die Geschehnisse eingebunden sind. Während wir uns von Ereignissen in der nahen Vergangenheit kaum distanzieren können, können wir Ereignisse in der fernen Vergangenheit viel klarer sehen.

Daten zu erheben, ist für Historiker also mit viel Aufwand und Mühe verbunden. Von ihrer Kreativität im Aufspüren von Daten können sich Soziologen inspirieren lassen, denn oft können aus anderen Datentypen auch andere Arten von Informationen gewonnen werden.

*Alle Bemühungen, Daten zu finden, die den Forscher seinem Forschungsziel ein Stück näher bringen, können scheitern.* Manche Informationen sind auf immer verloren. Der Forscher hat keinerlei Möglichkeit, sie zu rekonstruieren. Solche Lücken sollte der Forscher offen zu geben, statt sie zu vertuschen zu versuchen:

„Die Erforscher der Vergangenheit sind nämlich keine völlig freien Menschen. Die Vergangenheit ist ihre strenge Gebieterin. Sie läßt nicht zu, daß sie etwas über sie in Erfahrung bringen, das sie ihnen nicht (...) preisgegeben hat. (...) Es ist nie angenehm, ‚ich weiß es nicht, ich kann es nicht wissen‘ sagen zu müssen. Man darf es erst sagen, nachdem man mit ganzer Kraft, verzweifelt gesucht hat.

Aber es gibt Momente, in denen die oberste Pflicht des Wissenschaftlers (...) darin besteht, sich in sein Nichtwissen zu fügen und es auch ehrlich zuzugeben.“ (Bloch 2002, S. 68-69)

## 5. Datenaufbereitung und -bereinigung

Sozialwissenschaftliche Methodenbücher beschäftigen sich i. d. R. mäßig mit Stichprobenproblemen, ausführlich mit Problemen der Datenerhebung und überspringen dann die Phase der Datenaufbereitung und -bereinigung. In der empirischen Praxis nimmt zwar die Datenaufbereitung i. d. R. sehr viel Zeit in Anspruch, dies beschränkt sich aber meist (bei qualitativer Sozialforschung) auf Transkription der Interviews, Ordnen sowie Einlesen in ein QDA-Programm bzw. (bei quantitativer Sozialforschung) auf Einlesen der Daten in eine Datenbank, Auffinden und Beseitigung fehlender Werte und gefälschter Interviews sowie Umformen der Variablen für die Auswertung.

Dieser in der Forschungspraxis bereits relativ hohe Zeitaufwand ist gering gegenüber dem, den Historiker auf die Datenaufbereitung verwenden. Letztere reflektieren wesentlich stärker die Stärken und Schwächen bestimmter Datentypen im Verhältnis zueinander und in Bezug auf die spezifischen Daten und das spezifische Forschungsthema. Die Datenbereinigung und -aufbereitung ist für sie eine, wenn nicht die zentrale Phase des Forschungsprozesses, wobei sie hier bei qualitativer und quantitativer Forschung gleichermaßen eine interpretative Herangehensweise wählen.

Grundsätzlich ist allen Daten gegenüber ein gesundes Misstrauen angebracht. Jede Quelle verschleiert den Blick auf das, was Menschen tatsächlich gedacht oder getan haben. Um die Aussagekraft der Quelle beurteilen zu können, unterteilen Historiker die Phase der Datenaufbereitung in kleinteilige Schritte (Theuerkauf 1997, S. 19):

- 1) Der ersten *Annäherung an die Quelle* folgt die ...
- 2) ... *Quellenanalyse*, also die Untersuchung der einzelnen Merkmale der Quelle.
- 3) In der Phase der *Quellensynthese* (oder Quelleninterpretation im engeren Sinne) betrachtet der Forscher die Quelle in ihrer Gesamtheit und ordnet sie in soziale Zusammenhänge ein.
- 4) Die *Quellenkritik* dient dazu, unter Berücksichtigung der Quellenanalyse und -synthese Werturteile und Tatsachen zu erschließen, also festzustellen, was die Quelle bezüglich des Forschungsinteresses aussagt.
- 5) Es folgt ein *Vergleich mit anderen Quellen(gruppen und -sorten)*.
- 6) Am Ende der Datenaufbereitung steht eine *zusammenfassende Charakteristik der Quelle*.

Das Beispiel von alten Dokumenten zeigt, wie aufwändig und problembehaftet diese Forschungsphase ist: Nachdem der Forscher seine Quellen aus verstreuten Archiven zusammengesucht hat, muss er schwer entzifferbare Handschriften transkribieren. Um das Dokument lesen zu können, muss er die Sprache beherrschen, in der es geschrieben ist. Wurde das Manuskript nachträglich korrigiert oder durch Einschübe ergänzt, muss der Forscher den Autor dieser Zusätze identifizieren. Existieren mehrere Versionen desselben Textes, muss er Entwürfe vom fertigen Dokument, dieses wiederum von späteren Kopien unterscheiden und diese Texte zeitlich ordnen. Sind Texte nicht datiert, muss er die Entstehungszeit ermitteln oder zumindest eingrenzen. Der Forscher muss überprüfen, ob die Quelle echt ist. Er muss kenntlich machen, was inhaltlich zusammengehört und worauf sich welche Texte beziehen. Werden Namen und Orte genannt, muss er diese identifizieren und beschreiben. Sorgfältige Forscher erstellen einen Regest, eine knappe Inhaltsangabe, die über den Inhalt jeder Quelle informiert. Ein Zeit-, Personen- und Sachregister erleichtert das spätere Auffinden von Informationen. Damit andere diese aufwändige Arbeit nicht wiederholen müssen, stellen Historiker häufig Quelleneditionen für andere zur Verfügung. Derart gut aufgearbeitete Daten sind in der quantitativen Sozialforschung nur vereinzelt (z. B. ALLBUS), in der qualitativen Sozialforschung gar nicht erhältlich.

Verwendet ein Historiker eine Quellenedition, überprüft er zunächst, welche Konzeption sie hat und was das für sein eigenes Forschungsinteresse bedeutet, also z. B. ob die Daten auch so vollständig wie möglich sind und ob bei der Erstellung der Quellenedition Fehler gemacht wurden. Dasselbe sollten Sozialwissenschaftler auch tun, wenn sie Sekundärdaten analysieren. Doch wer macht sich wirklich die Mühe, Daten des Statistischen Bundesamtes, der GESIS oder des DIW kritisch zu hinterfragen? Selbst wenn der Forscher diese Überlegungen anstellt, finden sie praktisch nie ihren Weg in den Forschungsbericht – bei Historikern dagegen schon.

Die nächste Frage, die sich ein Historiker stellt, ist: Wie aussagekräftig sind diese spezifischen Daten bezüglich der Forschungsfrage? Wie sehr kann man den Fragen, die die Quelle zu beantworten scheint, tatsächlich trauen? Verfälscht der Urheber Informationen, interpretiert der Forscher die Quelle richtig? Der Historiker versucht also zu verstehen, was der Urheber der Quelle mit dieser bezweckt hat, was die Quelle über den Wirklichkeitsbereich aussagt, für den sich der Forscher interessiert (vgl. hierzu auch Lamnek 2005, S. 59-77). Mit Hilfe der Methode des (Sinn-)Verstehens versucht der Forscher, Tatsachen zu identifizieren:

„Die Geschichtswissenschaft, so kann man sagen, dient der Erforschung der Vergangenheit. Die Vergangenheit ist ein wirklich abgelaufenes Geschehen, das sich ohne unser Zutun vollzogen hat, ein Meer von Tatsachen, die sich teils gleichzeitig, teils nacheinander ereignet haben. Die Ermittlung von Tatsachen

erscheint demnach als eine vordringliche, vielleicht als die zentrale Aufgabe der Geschichtswissenschaft.“ (Sellin 1995, S. 17)

Die Absichten des Urhebers der Quelle kann der Forscher nur unter drei Bedingungen verstehen:

- 1) *Er muss die spezifischen Eigenschaften des Datenträgers kennen.* Will jemand beispielsweise über ein bestimmtes Ereignis und seine Meinung hierzu berichten, hat er bei geschriebenen Texten ganz andere Möglichkeiten als bei einem Bild. Da Sozialwissenschaftler sich so sehr auf die Befragung konzentrieren, wissen sie oft wenig über die Eigenheiten anderer Datenträger.
- 2) *Eine Quelle kann nur in ihrem Entstehungskontext verstanden werden.* Dies gilt sowohl für die Deutung des Mediums selbst wie auch für die Absichten, die hinter dem Inhalt stehen, der mit Hilfe des Mediums transportiert wird (wie bereits die obigen Erläuterungen zur Selektivität der Datenproduktion zeigen). Briefe beispielsweise wurden im Mittelalter vor allem zu offiziellen Anlässen verfasst. Erst in der Neuzeit nahm der persönliche Brief an Bedeutung zu. Entsprechend haben sich Formtraditionen verändert. Kennt ein Forscher diese nicht, bleibt ihm der Sinn eines Briefes verschlossen. Aber auch die Menschen haben sich verändert – ihre Motive und Absichten, ihre Art zu denken und zu handeln. Das Konzept der romantischen Liebe wurde beispielsweise erst im 18. Jh. erfunden. Weiß ein Forscher dies nicht, deutet er möglicherweise Briefe aus früheren Epochen mit Denkmustern, die nicht denen der damaligen Zeitgenossen entsprechen. Auch in diesem Fall kann er den Brief nicht richtig verstehen.

Hier stellt sich das Problem des hermeneutischen Zirkels (I) sowie das Nähe-Distanz-Problem: Nur mit Hilfe von Daten aus der Vergangenheit kann der Forscher Hinweise darauf bekommen, wie Menschen damals gehandelt und gedacht haben könnten. Diese Daten kann er aber erst verstehen, wenn er schon relativ viel über diese Gesellschaft Bescheid weiß. Wegen ihrer starken Fixierung auf die Zeitgeschichte ihrer eigenen Gesellschaft ist dieses Problem Sozialwissenschaftlern selten bewusst. Bei der Interpretation von Daten greifen sie unbewusst auf ihr Alltagswissen zurück. Dieses erleichtert ihnen das (Sinn-)Verstehen, im Gegensatz zu Themen, die dem Forscher relativ fremd sind: Randgruppen ihrer eigenen Gesellschaft, andere Länder oder Ereignisse, die so weit in der Vergangenheit liegen, dass die Forscher sie nicht mehr selbst erlebt haben. Umgekehrt erleichtert die größere Distanz zu diesen Themen dem Forscher, Ereignisse neutral wahrzunehmen und zu beurteilen.

- 3) *Geschichtswissenschaftler unterscheiden zwei Quellenformen, um das Ausmaß der Reaktivität ihrer Daten abschätzen zu können: Überreste (unwillkürliche Überlieferung) und Traditionen (willkürliche Überlieferung).*

Überreste sind alles, was unmittelbar aus dem Lebensvollzug hervorgegangen ist und absichtslos erhalten geblieben ist, z. B. sämtliche Gegenstände,

die zu praktischen Zwecken erstellt wurden. Schriftliche Texte wie Akten und Urkunden gehören häufig zu Überresten. Überreste sind nicht reaktiv: Sie wurden nicht für die Nachwelt geschaffen, sondern für die damals lebenden Menschen für praktische Zwecke. Überreste sind umso schwerer zu interpretieren, je weniger der Forscher über die untersuchte Gesellschaft weiß.

Im Gegensatz zu Überresten wurden Traditionen mit der Absicht verfasst, der Nachwelt etwas über historische Ereignisse zu vermitteln. Sie sind deshalb besonders vorsichtig zu interpretieren: Die Berichtersteller können sich nicht nur täuschen, sie können versuchen, den Adressaten bewusst irreführen. Sie können Ereignisse unvollständig berichten, weil ihnen bestimmte Dinge unwichtig waren oder ihre damaligen Adressaten sie aufgrund des gemeinsamen sozialen Kontexts ohnehin kannten. Praktische Ziele finden Eingang in solche Berichte. Ebenso färben persönliche Interessen Berichte, insbesondere bei Berichten über sich selbst (wie Autobiographien und Memoiren). Alle standardisierten Befragungen sind Tradition.

Ob eine Quelle Überrest oder Tradition ist und wie aussagekräftig sie ist, hängt außerdem vom Erkenntnisinteresse des Historikers ab. Aus Dieter Bohlens Autobiographien kann man wohl wenig sachlich korrekte Informationen über die Eigenschaften anderer Prominenter ziehen – bezüglich dieser Forschungsfrage sind die Texte Tradition. Untersucht dagegen ein Forscher das Kommunikationsverhalten von Prominenten, sind sie Überrest und können wertvolle Hinweise geben.

Daten und Fakten sind also nicht einfach so gegeben, sondern von Menschen konstruiert und müssen entsprechend interpretiert werden. Um die Qualität und Aussagekraft von Quellen beurteilen zu können, müssen Forscher sich in die Quellen vertiefen, Kontextinformationen einholen, sie wieder und wieder lesen, sie immer wieder kritisch hinterfragen.

Trotz aller Entschlüsselungsbemühungen kann der Forscher die spezifische Perspektivität seiner Daten nie vollständig überwinden. Deshalb sollte der Forscher immer verschiedene Datentypen triangulieren (Flick 2005). In diesen Punkten ähneln sich historische Methoden und Methoden qualitativer Sozialforschung. Historiker haben gegenüber qualitativen Sozialforschern einen entscheidenden Vorteil im methodischen Arsenal: Eine Reihe historischer Hilfswissenschaften erleichtert den Zugang zum Verständnis zu Daten. Die Geographie in Form von Landschaftskunde, Siedlungskunde und politischer Geographie zeugt vom menschlichen Handeln im Raum. Die Chronologie erlaubt, Zeit zu messen und menschliches Handeln in den Zeitverlauf einzuordnen. Mit Hilfe der Prosopographie identifizieren Historiker bestimmte Personen, mit Hilfe der Genealogie ordnen sie sie in Beziehungs-, insbesondere Verwandtschaftsnetzwerke ein. Weitere Hilfswissenschaften ermöglichen den Zugang zu bestimmten Quellentypen, so z. B. die Papyrologie, die Epigraphik, die Paläographie, die Numismatik und Geldgeschichte, die Sphragistik, die

Heraldik, die Symbolgeschichte, die Kunstgeschichte, die Sprachwissenschaften und die Archäologie.

Die hier dargestellte Sorgfalt bei der Datenbereinigung und -aufbereitung ist keine bloße Empfehlung, sondern absolute Handlungsmaxime für gute Forschung. Schließlich steht und fällt mit der Qualität der Daten die Validität der gesamten Untersuchung. Dies gilt für qualitative und quantitative Forschung gleichermaßen: Um die Gültigkeit seiner Daten sicher zu stellen, müsste der quantitative Forscher alle Interpretationsschritte vornehmen, die qualitative Forscher vollziehen, bevor er überhaupt beginnt, einen Fragebogen zu erstellen. Dies verdeutlicht z. B. Braudel (1967) in seiner „Geschichte der Preise“. Die Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses steigt, wenn die Anstrengungen, die zur Sicherung der Datenqualität unternommen wurden, aber auch die unüberwindbaren Mängel der Daten im Endbericht dokumentiert werden.

## 6. Datenanalyse

### 6.1 Verstehen und Erklären

Am Ende einer gelungenen Datenaufbereitung ist der Forscher der Antwort auf folgende Fragen ein Stück näher gekommen: Von welchen Tatsachen, Ereignissen, Vorgängen berichtet jede einzelne Quelle? Welche sind unumstößlich, welche unsicher, welche frei erfunden? Wie genau erhellt die Quelle diese Geschehnisse? Wann und wo haben sie stattgefunden? In welchen weiteren Kontext sind sie einzubetten? Welche Meinung hat der Autor zu diesen Ereignissen? Wie interpretiert er sie? Welches Weltbild hat er? Was bezweckt er mit der Quelle? Warum? Wie hat die Quelle auf Zeitgenossen gewirkt? Mit anderen Worten: Der Forscher versteht die Quelle besser als vorher. In der Hermeneutik ist der Übergang zwischen Datenaufbereitung und -analyse fließend. Wie der qualitative Sozialforscher wechselt der Historiker immer wieder zwischen Datenerhebung, -aufbereitung und -analyse.

Nachdem der Historiker die einzelne Quelle zu begreifen glaubt, setzt er sie in Verbindung mit anderen Quellen. Der Blick auf die Gesamtheit erleichtert ihm, die Glaubwürdigkeit jeder einzelnen Quelle genauer zu überprüfen und sie besser zu verstehen (Hermeneutischer Zirkel II). Gleichzeitig kann der Historiker nun das Verständnis der damaligen Zeit auf eine höhere Abstraktionsebene bringen, indem er mit seinen Interpretationen weitergeht:

- 1) *Wenn sich der Forscher für Meinungen oder Denkmuster interessiert, versucht er, aus der Gesamtheit der Quellen typische Denkmuster eines einzelnen Menschen oder von Menschengruppen der damaligen Zeit herauszuarbeiten. Aus den Dispositionen Einzelner wiederum abstrahiert er typische Dispositionen von Gruppen.*



- 2) *Interessiert sich der Forscher für Handlungen, reiht er Ereignisse zu Episodenketten aneinander.* Die Schwierigkeit besteht darin, dass die Aneinanderreihung nicht willkürlich sein darf. Der Forscher muss die Ereignisse gemäß seiner Forschungsperspektive sorgsam gewichten und ordnen, also in Bezug zueinander setzen: Ereignisse können dabei alle gleich wichtig sein, nämlich wenn man sie für sich nimmt, z. B. eine Erfindung oder ein Nationalfeiertag. Sie können für eine bestimmte Episodenkette (den Verlauf einer Revolution; die Entwicklung der Technik, die Europäisierung der Gesellschaft) bedeutender oder unbedeutender sein. Sie können schließlich auch je nach Perspektive unterschiedlich wichtig sein, z. B. je nachdem, wie man eine Episodenkette (Revolution) beurteilt. Wie ein Ereignis bewertet wird, hängt also vom Erkenntnisinteresse ab. Nachdem der Historiker einzelne Ereignisketten rekonstruiert hat, kann er Handlungsmuster herausarbeiten. Bringt er diese wieder auf eine höhere Abstraktionsebene, kristallisieren sich Strukturen (also Handlungszyklen), geordnete Transformationen und Brüche heraus (Baur 2005, S. 125-137). Auch hier typisiert der Forscher wieder.

Unabhängig davon, ob sich der Historiker für Denk- oder Handlungsmuster interessiert, bildet er also im Zuge seiner Interpretationsarbeit Idealtypen. Je mehr er abstrahiert und interpretiert, desto stärker geht er vom Verstehen über zum Erklären, wobei hier „erklären“ nicht ein Zusammenhänge zwischen Variablen sondern von Mustern in Fallgeschichten bedeutet (Abbott 2001): Er setzt Denk- und Handlungsmuster zueinander in Bezug. Warum sind sie gleich geblieben? Warum haben sie sich verändert? Warum haben sie sich so verändert und nicht anders? „Erklären“ und „Verstehen“ werden dabei nicht als Gegensätze gesehen:

„Wir trennen zwar die Anwendungsbereiche von Verstehen und Erklären, aber nicht so prinzipiell, daß beide sich gegenseitig ausschließen: als ob man entweder etwas nur verstehen oder nur erklären könnte. Oft ist beides vonnöten. Wir müssen die Motive eines Menschen beispielsweise verstehen, um uns sein Handeln auch erklären zu können, wie wir uns umgekehrt etwas erklären müssen, um es anschließend auch verstehen zu können. Beides gehört zusammen.“ (Goertz 1995, S. 105)

Aus dieser Sicht ist zu kritisieren, dass insbesondere quantitative Sozialforscher häufig auf hermeneutische Verfahren verzichten. Zwar müssen diese Verfahren nach wie vor erweitert und verbessert werden. Wer aber auf geschultes Verstehen verzichtet, interpretiert stattdessen unreflektiert.

## 6.2 Begriffsbildung und Standortgebundenheit

Im Zuge der Theoriebildung stehen Historiker und Sozialwissenschaftler gleichermaßen vor dem Problem, wie stark abstrahiert werden darf und soll. In der Geschichtswissenschaft wird diese Frage vor allem unter dem Gesichtspunkt

der Begriffsbildung diskutiert: Um Denk- und Handlungsmuster fassen zu können, müssen Forscher sie benennen. Einen Begriff zuzuweisen, bedeutet aber, einen impliziten Vergleich anzustellen, da neu erkannte Phänomene mit im Sprachhorizont bereits bekannten verknüpft werden. Um falsche Assoziationen und Schlüsse zu vermeiden, müssen Begriffe besonders sorgfältig gewählt werden, denn die Perspektive, unter der historische Tatsachen gesehen und interpretiert wird, wandelt sich selbst, da jedes Erkenntnisinteresses normativ überformt ist. Überzeitliche, ahistorische Wahrheiten sind für Historiker eine Illusion.

Tatsachen bleiben Tatsachen. Die Geschichte selbst liefert aber die Maßstäbe, um Tatsachen zu interpretieren. Welche Maßstäbe sollte man also wählen, welche Begriffe? Zwei Perspektiven bieten sich besonders an: die der Zeitgenossen und die der heutigen Menschen. Die Begrifflichkeiten der Zeitgenossen können uns heute fremd sein. Umgekehrt können aber heutige Begriffe zentrale Aspekte von Phänomenen verschleiern. So meinen wir heute mit „Liebe“ die romantische Liebe zwischen Mann und Frau. Im Mittelalter hielt man diese Form der Zuneigung nur zwischen Personen des gleichen Geschlechts für möglich. Die Beziehung zwischen Frauen und Männern wurde dagegen als hierarchisch-sexuelle gesehen, die den Zweck hatte, Kinder zu zeugen (Duby 1985; 1989; 1999). Fasst man diese Beziehung mit unseren heutigen Begriffen von „Liebe“, führt man den Leser irre.

### 6.3 Methodenpluralismus

Statt „der“ historischen Methode vertreten Historiker einen ausgesprochenen Methodenpluralismus. So erklärt Fernand Braudel (1967, S. 14): „Die eine gute Methode gibt es nicht“, und Sellin (1995, S. 93-94) führt aus:

„Es gibt nur methodische Grundsätze, die sich je nach Fragestellung und Quellenbestand zu spezifischen Methoden konkretisieren. Oder anders gesagt: Die historische Methode ist ein Komplex von allgemeinen Maximen, die sich in den je verschiedenen Anwendungen in konkrete Regeln differenzieren. (...) Diese methodischen Grundsätze lassen sich charakterisieren als Aufgabe, die jeweils ermittelten Befunde nach dem Kriterium der Lebenswirklichkeit und Lebenswahrscheinlichkeit zu einer plausiblen Erklärung zu verknüpfen.“

Jedes Verfahren erfasst einen bestimmten Aspekt der Realität besonders gut. Der Forscher sollte eine ganze Reihe verschiedener Erhebungs- und Auswertungsverfahren kennen und aus diesen das für seine Forschungsfrage und Daten angemessenste Verfahren auswählen. Die Verfahren können sowohl quantitativ als auch qualitativ sein. Häufig werden diese Methoden auch in anderen Wissenschaften angewandt. Bisweilen kann die Erkenntnis in einem Themenbereich dazu dienen, einen anderen methodisch zu erschließen. So erlauben archäologische und philologische Befunde, Quellen besser zu erschließen. Historiker greifen Methoden, die andere Forscher entwickelt haben, auf, entwickeln

diese ständig weiter und erfinden neue Methoden. Entscheidend ist, ob eine verwendete Methode der Fragestellung oder den Quellen angemessen ist. Trotz aller Innovationen im methodischen Bereich verwenden Historiker i. d. R. Interpretationstechniken, die denen qualitativer Sozialforscher ähneln oder gar gleichen. Bei quantitativen Analysen greifen sie auf dieselben statistischen Verfahren wie quantitative Sozialforscher zu, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe (Baur 2005).

Oberster Grundsatz jeder Datenanalyse ist aber: Theorien können höchstens falsifiziert oder bezweifelt werden. Die Quellen geben nur Hinweise darauf, was nicht der Fall ist, was wir nicht sagen können. Historiker bleiben den Quellen deshalb nur negativ verpflichtet: Die Quellen haben ein Vetorecht.

## 7. Zusammenfassung

Der Methodenvergleich zeigt, dass die Mainstream-Soziologie in einer Reihe von Punkten methodisch methodologisch durchaus von der Geschichtswissenschaft und der historischen Sozialforschung lernen kann. Sollten diese Anregungen Ernst genommen werden, hat dies aber durchaus Folgen sowohl für die Organisation der praktischen Forschung, als auch für mögliche künftige Stoßrichtungen der Methodenforschung:

- 6) *Forschergemeinschaften* erlauben, auch theoretisch anspruchsvolle Fragestellungen über den Verlauf langfristiger sozialer Prozesse im internationalen Vergleich zu bearbeiten. Eine Spezialisierung auf bestimmte Epochen und Regionen erweist sich hierbei als sinnvoller als eine Trennung zwischen Theoretikern, Methodikern und praktisch arbeitenden Forschern. Ein Beispiel dafür, dass diese Arbeitsform auch in der Soziologie möglich ist, bietet das GLOBALIFE-Projekt (Buchholz et al. 2008). Diese Projektform wird wahrscheinlich künftig an Bedeutung gewinnen, da insbesondere *international vergleichenden Fragestellungen* nur so gleichzeitig tief und breit bearbeitet werden können. Sie erfordert allerdings die Bereitschaft von Forschern, die eigene Fragestellung stringent in den Gesamtprojektrahmen einzuordnen.<sup>4</sup>
- 7) *Der Übergang zwischen qualitativer und quantitativer Forschung ist fließend.* Qualitative und quantitative Methoden haben gleichermaßen ihre Daseinsberechtigung. Welche Methode geeigneter ist, hängt dabei von den verfügbaren Daten und von der spezifischen Forschungsfrage ab. Methoden sollen den

---

<sup>4</sup> Dies ist kein Plädoyer dafür, nur noch solche Arbeitsformen zu verfolgen – im Gegenteil: Es ist eine Stärke der Soziologie als Wissenschaft, dass verschiedene Forscher dasselbe Problem aus unterschiedlichen Perspektiven behandeln, neue Fragen an bekannte Probleme stellen und sich bislang weitgehend unerforschten Gegenstandsbereichen widmen. Das Argument ist vielmehr, dass eine stärkere Zusammenarbeit in Kooperationsprojekten diese klassischen Arbeitsweisen der Soziologie ergänzen können.

Forscher nicht beschneiden, sondern ihm ermöglichen, seinem Erkenntnisinteresse näher zu kommen: Denk- und Handlungsmuster aufzudecken, zu verstehen und zu erklären. Es wäre folglich durchaus gewinnbringend, den „Krieg der Paradigmen“ (Bryman 1988, Oakly 1999) endlich beizulegen und die soziologische Methodenforschung stärker darauf zu konzentrieren, wie sich qualitative und quantitative Forschung in der Forschungspraxis sinnvoll verbinden lassen. Dass Entwicklung bereits mitten im Gange ist, zeigt die Debatte um den *Methoden-Mix* (Tashakkori/Teddlie (Hg.) 2002; Bryman (Hg.) 2006; Creswell/Plano Clark 2006) im angelsächsischen Raum und die Gründung der neuen Zeitschrift „Journal of Mixed Methods Research“.

- 8) *Historiker reflektieren und verdeutlichen i. d. R. Stichprobenprobleme wesentlich stärker als Sozialwissenschaftler dies tun.* Insbesondere werden Informationen bei der Datenproduktion, während der Aufbewahrung und durch die Auswahl im Rahmen der Datenerhebung systematisch verzerrt. Auch die quantitative Sozialforschung wird sich künftig stärker Gedanken um *Bias und Nonresponse* machen müssen, da die Ausschöpfungsquoten bei Umfragen seit Jahren sinken (Baur 2006) und in den vergangenen Jahren verstärkt Datenformen analysiert werden, bei denen der Forscher die Datenproduktion oder Stichprobenziehung nicht vollkommen selbst kontrolliert, wodurch sich die Gefahr von systematischen Verzerrungen erhöht. Beispiele sind Online-Befragungen (Baur/Florian 2008) oder Verwaltungsdaten.
- 9) *Neben Befragungen bieten sich insbesondere prozessgenerierte Daten als Informationsquelle an.* Häufig sind Texte, Bilder, die geschaffene Umwelt, Alltagsgegenstände, die Sprache, Bräuche, Institutionen usw. aussagekräftiger als Interviews. Zudem liefern diese Quellen Informationen, wenn Befragungen oder Beobachtungen nicht möglich sind. Um unvermeidbare Stichproben- und Datenprobleme besser in den Griff zu bekommen, bedienen sich Historiker intensiv der Datentriangulation.

Auch in einer Reihe spezieller Soziologien werden prozessgenerierte Daten (wie etwa Dokumente) häufig genutzt, so etwa in der Organisationssoziologie oder der Soziologie des Sozialstaats. *Im Gegensatz zur Befragung und Beobachtung existieren allerdings kaum systematische methodologische Reflexionen, wie mit diesen Daten umzugehen ist.* Eine der wenigen Ausnahmen bilden die Diskussionen in den ersten Jahren von HSR (Müller (Hg.) 1977; Best/Mann (Hg.) 1977; Bick et al. (Hg.) 1984), die aber mittlerweile auch über zwanzig Jahre alt sind. Eine Debatte darüber, inwiefern die damaligen Erkenntnisse noch Bestand haben bzw. welche Veränderungen sich infolge des Siegeszugs des Computers und des Internets ergeben haben, ist längst überfällig.

Dies ist umso dringlicher, als dass prozessgenerierte Daten voraussichtlich in den nächsten Jahren aus einer Reihe von Gründen wieder an Bedeutung gewinnen werden: Erstens machen staatliche Stellen nach und nach Verwaltungsdaten nach und nach der Wissenschaftsgemeinschaft in Form

von aufbereiteten Datensätzen zugänglich, so dass diese leicht (re-)analysiert werden können (Wirth/Müller 2006). Beispiele für Deutschland sind die Scientific Use Files des Mikrozensus sowie die Daten des IAB und der Deutschen Rentenversicherer. Diese Verfügbarkeit eröffnet zwar neue Potenziale für die Forschung, erhöht aber gleichzeitig die Gefahr, dass im Umgang mit prozessproduzierten Daten unerfahrene Forscher sich auf die statistischen Analysen konzentrieren, ohne sich Gedanken über die Beschaffenheit der Daten und Fehler in den Daten zu machen. Zweitens widmen sich Sozialwissenschaftler wieder verstärkt auch *empirisch* Meso- und Makrofragen. Für solche Fragestellungen eignen sich prozessgenerierte Daten oft besser als Befragungen und Beobachtungen (Scheuch 1974). Drittens versuchen Soziologen (wieder) zunehmend, längerfristige soziale Prozesse wie Innovationen und Entwicklungspfade empirisch zu fassen. Auch für diese Fragestellungen sind prozessproduzierte Daten häufig von Vorteil (Baur 2005).

- 10) *Der Datenaufbereitung ist wesentlich mehr Aufmerksamkeit zu widmen, als dies in der Soziologie gemeinhin üblich ist.* Zur Datenaufbereitung gehören die Annäherung an die Quelle, die Quellenanalyse, -synthese, -kritik, Triangulation und die Erstellung einer zusammenfassenden Charakteristik der Quelle. Um die Aussagekraft der Quelle beurteilen zu können, muss der Forscher die Eigenschaften des Datenträgers, den institutionellen Kontext kennen sowie wissen, ob die Daten absichtsvoll oder zufällig erhalten wurden. Methodologisch berühren sich hier Fragen zum Umgang mit prozessgenerierten Daten mit Fragen zur Datenaufbereitung. Zusätzlich bietet sich eine verstärkte Vernetzung der soziologischen Methodenforschung mit der Forschung zu Data Mining und Data Warehousing (Han/Kamber 2006) in der Informatik an.

## Danksagung

Ich danke Siegfried Lamnek, Wilhelm H. Schröder und Heinrich Best für die konstruktiven Vorschläge zur Verbesserung des Manuskripts und Marie-Monique Huster für die Unterstützung bei der Korrektur und Formatierung.

## Literatur

- Abbott, Andrew (2001): *Time Matters*. Chicago/London
- Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hg.) (1989-1993): *Geschichte des privaten Lebens*. 5 Bände. Augsburg
- ASI (Hg.) (2006): *Stichprobenqualität in Bevölkerungsumfragen*. Tagungsband zur wissenschaftlichen Tagung 2005 der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) und der Methodensektion der DGS. Im Erscheinen

- Baum, Annerose/Lahusen, Christian (2004): Germany. National Report on Work-Package 1 on the project: unempol. The Contentious Politics of Unemployment in Europe. Political Claim-making, Policy Deliberation and Exclusion from the Labour Market
- Baur, Nina (2004): Wo liegen die Grenzen quantitativer Längsschnittsanalysen? Reihe: Bamberger Materialien zur empirischen Sozialforschung 24. Bamberg
- Baur, Nina (2005): Verlaufsmusteranalyse. Wiesbaden
- Baur, Nina (2006): Ausfallgründe bei zufallsgenerierten Telefonstichproben am Beispiel des Gabler-Häder-Designs. In: ASI (Hg.) (2006)
- Baur, Nina/Florian, Michael J. (2008): Stichprobenprobleme bei Online-Umfragen: Jakob, Nikolaus/Schoen, Harald/Zerback, Thomas (Hg.) (2008): Sozialforschung im Internet. Methodologie und Praxis der Online-Befragung, Wiesbaden: VS Verlag. Im Erscheinen
- Baur, Nina/Lahusen, Christian (2005): Sampling Process-Generated Data in order to Trace Social Change: The Case of Newspapers. In: van Dijkum, Cor/Blasius, Jörg/Durand, C. (Hg.) (2005): Recent Developments and Applications in Social Research Methodology. Opladen (e-book)
- Behnke Joachim, Baur, Nina & Behnke, Nathalie (2006): Empirische Methoden der Politikwissenschaft. Paderborn
- Best, Heinrich (1988): Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz sozialwissenschaftlicher und historischer Erkenntniskonzepte. In: KZfSS 40 (1). 1-15
- Best, Heinrich/Mann, Reinhard (Hg.) (1977): Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung. HSF-Volume 3. Stuttgart: Klett-Kotta
- Best, Heinrich/Schröder, Wilhelm H. (1988): Quantitative historische Sozialforschung. In: Meier, Christian/Rüsen, Jörn (Hg.) (1988): Historische Methode. München: dtv. 235-266
- Beyer, Jürgen/Windolf, Paul (1995): Kooperativer Kapitalismus. In: Nedelmann, Birgitta/Koepf, Thomas (Hg.) (1995): Politische Institutionen im Wandel. Opladen/Wiesbaden. 3-36
- Bick, Wolfgang/Mann, Reinhard/Müller, Paul J. (Hg.) (1984): Sozialforschung und Verwaltungsdaten. HSF-Volume 17. Stuttgart: Klett-Kotta
- Bloch, Marc (2002): Apologie der Geschichtswissenschaft. Stuttgart
- Braudel, Fernand (1958): Geschichte und Sozialwissenschaften – Die „longue durée“. Nachgedruckt in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.) (1972): Geschichte und Soziologie. Köln. 189-215
- Braudel, Fernand (1967): Die Preise in Europa von 1450 bis 1750. In: Braudel, Fernand (1993): Schriften zur Geschichte 2. Stuttgart. 11-161
- Bryman, Alan (1988): Quantity and Quality in Social Research. London/New York: Routledge
- Bryman, Alan (Hg.) (2006): Mixed Methods. 4 Volumes. Thousand Oaks / London / New Delhi: Sage
- Buchholz, Sandra/Hofäcker, Dirk/Mills, Melind/Blossfeld, Hans-Peter/ Kurz, Karin/Hofmeister, Heather (2008): Life Course in the Globalization Process: The Development of Social Inequalities in Modern Societies. A Summary of Findings from the GLOBALIFE Project. In: International Sociology. Im Erscheinen

- Cavalli, Alessandro (1991): Die Rolle des Gedächtnisses in der Moderne. In: Assmann, Aleida/Harth, Dietrich (Hg.) (1991): Kultur als Lebenswelt und Monument. Frankfurt a. M. 200-210
- Creswell, John W./Plano Clark, Vicky L. (2006): Designing and Conducting Mixed Methods Research. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage
- Diekmann, Andreas (2006): Aktuelle Probleme der empirischen Sozialforschung. In: ibidem (Hg.) (2006): Methoden der Sozialforschung. Wiesbaden. 8-32
- Duby, Georges (1985): Ritter, Frau und Priester. Frankfurt a.M./Wien
- Duby, Georges (1989): Die Frau ohne Stimme. Berlin
- Duby, Georges (1992): Eine andere Geschichte. Stuttgart
- Duby, Georges (1999): Frauen im 12. Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Duby, Georges/Daval, Jean-Luc (Hg.) (2002): Skulptur
- Duby, Georges/Perrot, Michele (Hg.) (1993-1995): Geschichte der Frauen. 5 Bände. Frankfurt a. M./New York/Paris
- Engel, Uwe/Pötschke, Manuela/Schnabel, Christiane/Simonson, Julia (2004): Non-response und Stichprobenqualität. Frankfurt a. M.
- Erzberger, Christian/Kelle, Udo (1999): Integration qualitativer und quantitativer Methoden. In: KZfSS 51. 509-531
- Flick, Uwe (2005): Triangulation. Wiesbaden
- Fuchs-Heinritz, Werner (2000): Biographische Forschung. Wiesbaden
- Giugni, Marco/Statham, Paul (2002): The Contentious Politics of Unemployment in Europe. Codebook Workpackage 1. Reihe: European Political Communication Working Paper Series. Bd. 2/02. Genua: University of Geneva.  
<http://www.leeds.ac.uk/ics/euro/unempol>
- Giugni, Marco/Statham, Paul (Hg.) (2005): The Contentious Politics of Unemployment in Europe. Political Claim-Making, Policy Deliberation and Exclusion from the Labour Market. Final Report.  
<http://ics.leeds.ac.uk/eurpolcom/unempol/reports.cfm> am 07.02.2006
- Goertz, Hans-Jürgen (1995): Umgang mit Geschichte. Hamburg
- Grunow, Daniela (2006): Convergence, Persistence and Diversity in Male and Female Careers: Does Context Matter in an Era of Globalization? Bamberg
- Grunow, Daniela (2007): Wandel der Geschlechterrollen und Väterhandeln im Alltag. In: Mühling, Tanja/Rost, Harald (Hg.) (2007): Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich. 49-76
- Halbwachs, Maurice (1985): Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt a. M.
- Han, Jiawei/Kamber, Micheline (2006): Data Mining: Concepts and Techniques. Morgan Kaufmann Publishers
- Heitmeyer, Wilhelm (1991): Gefährdung des historisch-politischen Bewußtseins durch Destruktion sozialer Zeit. In: Jacobi, Juliane/Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (1991): Politische Sozialisation und Individualisierung. Perspektiven und Chancen politischer Bildung. Weinheim. 261-275
- Hollstein, Betina/Ullrich, Carsten G. (2002): Qualitativ! Oder was? Zur Frage, was Forschung zur „qualitativen Forschung“ macht. Vortrag am 8. Oktober 2002 auf dem 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Thema: „Entstaatlichung und soziale Sicherheit“), 7. – 11. Oktober 2002 in Leipzig
- Keddi, Barbara (2003): Projekt Familie. Opladen
- Koselleck, Reinhart (2000): Zeitschichten. Frankfurt a. M.

- Kramer, Fritz (1978): Über Zeit, Genealogie und solidarische Beziehungen. In: Kramer, Fritz/Sigrist, Christian (Hg.) (1978): Genealogie und Solidarität. Frankfurt a. M. 9-27
- Lahusen, Christian (2006): Die öffentlichen Debatten zur Arbeitslosigkeit zwischen nationaler Disparität und europäischer Uniformität. In: Heidenreich, Martin (Hg.) (2006): Die Europäisierung sozialer Ungleichheiten. Frankfurt/M. Im Erscheinen
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Weinheim/Basel
- Le Goff, Jacques (2002): Vorwort. In: Bloch, Marc (2002): Apologie der Geschichtswissenschaft. Stuttgart. IX-XLIII
- Lübbe, Hermann (1990): Zeit-Erfahrung als Faktor kultureller Evolution. In: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik 35. 9-25
- Müller, Paul J. (Hg.) (1977): Die Analyse prozeß-produzierter Daten. HSF-Volume 2. Stuttgart: Klett-Kotta
- Münch, Richard (1993): Die Kultur der Moderne. 2 Bände. Frankfurt a. M.
- Oakley, Ann (1999): Paradigm Wars. Some Thoughts on a Personal and Public Trajectory. In: International Journal of Social Research Methodology 2 (3). 247-254
- Opgenoorth, Ernst (1997): Einführung in das Studium der neueren Geschichte. Paderborn u. a.
- Osten, Manfred (2006): Digitalisierung und Datenschutz. In: APuZ. B5-6/2006. S. 3-8
- Pollmann, Thijs (1998): The Process of Cognitive Distance. In: Historical Social Research 23 (4). 79-93
- Reichertz, Jo (2003): Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Opladen
- Ruloff, Dieter (1985): Historische Sozialforschung. Einführung und Überblick. Einführung und Überblick. Stuttgart: T.B. Teubner
- Scheuch, Erwin (1977): Die wechselnde Datenbasis der Soziologie. Zur Interaktion zwischen Theorie und Empirie. Nachgedruckt in: Schröder, Wilhelm H. (Hg.) (2006): Historisch-Sozialwissenschaftliche Forschungen: Quantitative sozialwissenschaftliche Analysen von historischen und prozeß-produzierten Daten. HSF Supplement 18/2006. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung. 24-46
- Schnell, Rainer (1997): Nonresponse in Bevölkerungsumfragen. Opladen
- Schröder, Wilhelm H. (1994): Historische Sozialforschung. HSF Supplement 6/1994. Köln: Zentrum für Historische Sozialforschung
- Schwinn, Thomas (Hg.) (2006): Die Vielfalt und die Einheit der Moderne. Wiesbaden
- Sellin, Volker (1995): Einführung in die Geschichtswissenschaft. Göttingen
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Weinheim
- Tashakkori, Abbas/Teddlie, Charles (Hg.) (2002): Handbook of Mixed Methods in Social & Behavioral Research. Thousand Oaks/London/New Delhi: Sage
- Theuerkauf, Gerhard (1997): Die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Mittelalter. Paderborn u. a.
- Trossbach, Werner (2000): „Mercks Baur“. Annäherungen an die Struktur von Erinnerung und Überlieferung in ländlichen Gesellschaften (vorwiegend zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts). In: Rösener, Werner (Hg.) (2000): Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft vom Mittelalter bis zur Moderne. Göttingen. 209-240
- Tuchman, Gaye (1994): Historical Social Science. In: Denzin, Norman K./Lincoln, Yvonna S. (Hg.) (1994): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks/London/New Delhi. 306-323
- Wallerstein, Immanuel (1986): Das moderne Weltsystem. Frankfurt a. M.
- Wehler, Hans-Ulrich (1972): Geschichte und Soziologie. Nachgedruckt in: ibidem (Hg.) (1980): Historische Sozialwissenschaft und Geschichtsschreibung. Studien



- zu Aufgaben und Traditionen deutscher Geschichtswissenschaft. Göttingen. 42-58; 317-325
- Windolf, Paul (2002): Die Zukunft des Rheinischen Kapitalismus. In: Allmendinger, Jutta/Hinz, Thomas (Hg.) (2002): Organisationssoziologie. Opladen. 414-442
- Windolf, Paul (2007): Sozialkapital und soziale Ungleichheit: Vergleichende Analysen zur Unternehmensverflechtung in Deutschland und in den USA (1896-1938). In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2. 197-230
- Wirth, Heike/Müller, Walter (2006): Mikrodaten der amtlichen Statistik – Ihr Potenzial in der empirischen Sozialforschung. In: Diekmann, Andreas (Hg.) (2006): Methoden der Sozialforschung. Wiesbaden. 93-125

### Zur Autorin

Nina Baur, Dr. rer. pol., ist Junior-Professorin für Methoden soziologischer Forschung am Institut für Soziologie an der Technischen Universität Berlin.

*Forschungsschwerpunkte:* qualitative, quantitative und historische Methoden; Zeitsoziologie, Sozialstrukturanalyse (insbesondere Verhältnis von Geschlechterbeziehungen, Arbeitsmarkt und Sozialstaat), Wirtschaftssoziologie (insbesondere Märkte).

*Ausgewählte Publikationen:* „Stichprobenprobleme bei Online-Umfragen“, in: Nikolaus Jakob/Harald Schoen/Thomas Zerback (Hg.): Sozialforschung im Internet. Methodologie und Praxis der Online-Befragung, Wiesbaden: VS Verlag (mit Michael J. Florian 2008); „Multivariate Analysis“, in: George Ritzer (Hg.): The Blackwell Encyclopedia of Sociology, Oxford: Blackwell Publishing Ltd. (mit Siegfried Lamnek; 2007); „Empirische Methoden der Politikwissenschaft“, Paderborn: Schöningh (mit Joachim und Nathalie Behnke; 2006); „Verlaufsmusteranalyse. Methodologische Konsequenzen der Zeitlichkeit sozialen Handelns“, Wiesbaden: VS-Verlag, ausgezeichnet mit dem Dissertationspreis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und dem E.ON Kulturpreis Bayern (2005); „Einzelfallanalyse“, in: Lothar Mikos/Claudia Wegener (Hg.): Qualitative Medienforschung, Konstanz: UVK (mit Siegfried Lamnek; 2005).

*Kontakt:*

Nina Baur  
 Professorin als Juniorprofessorin für Methoden soziologischer Forschung  
 Institut für Soziologie  
 Technische Universität Berlin  
 Sekretariat FR 2-5  
 Franklinstr. 28/29  
 10587 Berlin  
 Tel.: (030) 314-79467  
 Fax: (030) 314-79494

E-Mail: [nina.baur@tu-berlin.de](mailto:nina.baur@tu-berlin.de)

URL: <http://www2.tu-berlin.de/~soziologie/Crew/baur/>